

Die Fremde Welt

Nr. 43

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1907

Die Glücksbude.

Erzählung von Ernst Preczang.

(Fortsetzung.)

Wenige Minuten später klopfte es wieder: „Halten Sie an.“ Frau Trude kam nach vorn und stieg dort auf: „Er schläft fest. Ich muß ein wenig frische Luft haben. Außerdem kann ich ihn durch das offene Fenster sehen. . . Friedrich, Friedrich, was haben Sie angerichtet?“

„Ich?“ Er lachte wieder ärgerlich. „Na ja. Warum auch nicht?“ Und nach einer kleinen Pause in zornigem Trotz: „Wenn ich an die Beschimpfungen denke, die Ihnen zuteil geworden sind, Frau Trude, dann tut's mir leid, daß ich denen da unten nicht ihre weichen, warmen Nester in Brand gesteckt habe!“

„Herr Friedrich!“ Sie legte ihre Hand auf seinen Arm.

Er zuckte zusammen. „Ja, da ist die Wunde. . . Uebrigens, Frau Trude: Sie werden immer höflich, wenn Sie böse sind.“

„Ja. Böse bin ich, wenn ich so lästerlich, so unvernünftig reden höre.“

„Ach! Sie gehören ja auch zur „Dumpebagasch“! Wie wir alle! Haben nicht Haus, nicht Hof, nicht Huhn.“

„Ich habe meine. . . Glücksbude, ja, trotz alledem. Und die weichen, warmen Nester? Darauf pfeif ich, Herr Friedrich.“

„Ich eigentlich auch. Es ist ja blöds, so an der Kette zu liegen.“ Und wieder Klang es trotzig: „Die Leute brauchen Sie aber nicht zu beschimpfen. Sie sind mehr wert, als. . .“

„Seht, seht!“ Jeremi rief.

Der Wagen passierte eben eine Waldecke. Die Straße bog in scharfer Kurve nach links und ging hart am Rande des Tales entlang, in dem Grevesberg lag.

Ein roter Feuerschein fiel ihnen in die Augen und blendete die aus der Dunkelheit kommenden Gesichter. Dann sahen sie hohe, glutrote Flammen emporschlagen, niedersinken, weiterfressen. Der Kirchturm des Dorfes lag wie in bengalischem Licht. Der vergoldete Sinauf funkelte. Die hohen Kirchenfenster blitzten. Mächtig leuchtete die Leinwand der Zelte herüber. Von Haus zu Haus sprang die Flamme, von Scheune zu Scheune, von Stall zu Stall. Funkenregen sprühten empor, und brennende Speckseiten flogen wie Raketen in die Luft.

„Jetzt brennt der Zirkus,“ sagte Friedrich. Das große runde Zelt mit der Fahne hob sich deutlich von den anderen ab. Eine Flamme lief von unten herauf. Bis zur Fahne. Es

war nur ein Aufklackern. Dann brannten die Wunden. Wie Papier leckte die trockene Leinwand auf und leckte mit roten Zungen nach allen Richtungen. Ein einziges großes Feuermeer brandete dort unten. Glühende Rauchwolken schwebten über dem Dorf. Eine riesenkehe Flamme schlug hinein. Das war wohl die Kirche. . .

Die Straße ließ das Tal nun hinter sich.

Als sie durch das nächste Dorf kamen, dröhnten auch dort die Sturmglocken. Der Nachtwächler lutete den Feueralarm. Leute rannten, halb angekleidet, aus den Türen. Feuerwehrehelme blinkten auf. Pferde wurden im Laufschrift zur Spritze geführt.

Der Schimmel mußte ganz langsam gehen.

Als Frau Trude durch das kleine Klappfenster blickte, sah sie, daß Jeremias sich halb aufgerichtet hatte und erschreckt um sich sah. „Ach komme, 'mias!“ Sie sprang hinunter und begab sich in das Innere des Wagens.

„Leg Dich hin, Liebster.“

Er faßte ihre Hand und flüsterte: „Was ist das? Sie läuten Sturm.“

„Jemand ein Feuer.“

Er sah sie zweifelnd an: „Grevesberg brennt, nicht wahr?“

„Ja. Grevesberg brennt. Wir sind schon weit davon und in einigen Stunden über die Grenze.“

Er nickte und schloß die Augen.

Gleichzeitig schrie man draußen zum Dentscheritz hinauf: „Habt Ihr das Feuer gesehen?“

Der lange Friedrich hob langsam den Kopf: „Grevesberg brennt.“

Die Spritze rasselte davon.

Ja. Grevesberg brannte. Drei Viertel des Dorfes lagen am folgenden Tage in Asche. Darunter die Kirche, das Gemeindeamt und der Weizbauerhof. Von den Wunden blieb nichts.

Als die erste Morgenröte über die Gipfel des Böhmerlandes flog, passierte die Glücksbude von Gertrud Tattenbach die Grenze.

Frau Trude hatte sich angekleidet aufs Bett gelegt, nachdem Jeremias wieder eingeschlafen.

Friedrich saß, ganz in sich versunken, auf dem Dentscheritz und schüttelte nur manchmal den Kopf. Nun kam's ihm ganz ungeheuerlich vor, was da geschah. Und je höher der Tag stieg, je mehr der dunkle Nachthimmel erbleichte und das reine Licht des Sommermorgens die Dinge

ringsum in Klarheit erleuchten ließ, um so schwerer legte sich auf ihn der Gedanke an all das Unheil, das der heranziehende Tag in grauämlicher Schärfe zeigen mußte. Sie waren nun Stunden davon entfernt, aber er sah es. Sah es ganz deutlich. Sah die rauhenden, glimmenden Trümmer; die verwundeten, verbrannten Menschen; die jammernden Frauen und weinenden Kinder; die schreienden obdachlosen Tiere.

Auch Jeremi, der, von Friedrich in eine Decke gewickelt, in einer Ecke des Vorderstuhles schlief, mußte von gräßlichen Träumen geplagt werden. Er stöhnte auf, keuchte, gab weinende Töne von sich und leise, jähe Schreie.

Und als sie in einem Dorfe Rast machten, um die Morgenmahlzeit einzunehmen, war sein erstes Wort nach dem Erwachen: „Ich hab schuld!“ Frau Trude suchte ihn zu trösten. Er ließ es über sich ergehen wie etwas, das man nicht hindern kann, das einen aber nicht berührt. Er hielt den Kopf gebeugt, mochte niemand ansehen und versteckte sich vor den Augen der anderen. Frau Trude meinte, er sei magerer geworden und viel, viel älter. Sie sah, daß auch Friedrich die Augen zur Erde richtete, wenn sie mit ihm sprach, und meinte, daß ihn etwas bedrückte, weil er zuweilen einen Aufschub zum Sprechen nahm, dann aber schwieg.

„Was ist es, Friedrich?“

„Ich möchte es doch nicht auf dem Gewissen haben, Frau Trude!“

Sie drückte ihm dankbar die Hand: „Ich wußte es.“

„Ja.“ Er hielt ihre Hand fest. „Ich glaube, Sie haben im mer recht.“

Sie lächelte wehmütig. Das hatte ihr schon ein anderer gesagt. Darum ging doch jeder seinen eigenen Weg. . .

In der ersten Stadt, die einen Arzt aufzuweisen hatte, ließen sie den Doktor kommen. Er untersuchte die Wunde Jeremias', beklopfte die Brust und fragte Trude: „War Ihr Mann vorher gesund?“

Sie wußte nicht gleich, was sie sagen sollte. „Bis auf ein wenig Husten in den kühlen Jahreszeiten.“

„Ein wenig Husten, ja.“ Er nickte und sah sie bedeutungsvoll an. „Das Messer“ — er betonte dies Wort — „hat die Lunge nicht getroffen. Immerhin möchte ich Ihnen raten, den Kranken, wenn es irgend angeht, an einem ruhigen Orte zu lassen, wo er gut gepflegt wird.“ Der Arzt legte einen kunstgerechten

Verband um die Brust Jeremias' und ging mit Trude hinaus. „Die Wunde wird in einigen Wochen geheilt sein, vorausgesetzt, daß sie nicht mit dem Wagen über Stock und Stein zu hupfen braucht. Aber Ihr Mann ist brustleidend. Haben Sie das nicht gewußt?“

Frau Trude schüttelte errötend den Kopf. Das Sprichwort schoß in ihr auf von dem Unglück, das nie allein kommt.

Der Arzt nickte und ging: „Sehen Sie zu.“

Friedrich hielt ihn: „Da ist auch noch 'ne Kleinigkeit, Herr Doktor. Dachte, es würde so vorübergehen. Aber seit einigen Stunden beißt es mich wie verrückt.“

„Das scheint 'ne nette Krebelerlei gewesen zu sein. Eine Kleinigkeit sagen Sie? Na, dann wünsche ich Ihnen, daß Ihnen nichts Großes passiert. Was sind Sie?“

„Athlet. Es ist doch bloß das dicke Fleisch getroffen?“

„Das dicke Fleisch, ja. Man kann auch Muskel sagen, -- ein Teil des menschlichen Körpers, der für einen Athleten nicht ganz gleichgültig ist. Verzichten Sie nur gütwillig auf Ihren Beruf. Für die nächsten Monate wenigstens. Nachher mögen Sie weiter sehen.“

„Aber ich hab doch noch den Tattenbach nach Haus getragen!“

„Mit beiden Armen vermutlich. Und in der ersten Erregung. Wöchten Sie es jetzt versuchen?“

„Schwerlich,“ gab Friedrich zu. „Da sitz ich ja schön in der Lunte!“

„Na.“ Der Arzt wickelte die Gaze fest um den Arm. „Ach fürchte, Sie haben da Gesellschaft.“ Er blickte auf. „In der Lunte nämlich.“

Friedrich sah zur Frau Trude hinüber, die noch immer selbstvergessen an dem Plabe stand, wo der Doktor sie verlassen.

Der Arzt entfernte sich nun. Er mußte an der Rückseite des Wagens vorüber, wo der kleine Jeremi auf der Trittleiter saß. Der Knabe sprang erschreckt auf und zitterte an allen Gliedern. Der Doktor blieb einen Augenblick kopfschüttelnd stehen. Dann ging er.

9.

Es gab lange, grübelnde Beratungen unter den Bewohnern des Wagens, zu denen jetzt ja auch Friedrich gehörte, der freilich nur auf besondere Aufforderung das Innere betrat und im übrigen den Klatscherstich als seine Domäne zu betrachten schien. „Sie brauchen mich, Frau Trude. Wenn mein rechter Arm auch in der Wunde liegt, -- meine linke Pranke schafft immer noch soviel wie zwei gewöhnliche. Außerdem werden Sie mich doch nicht jetzt wie einen invaliden Kötter auf die Straße setzen?“

Frau Trude mußte lächeln. „Was meinst Du, Jeremias?“

Dem fiel das Sprechen schwer: „Mach's ganz wie Du denkst, Trude. Du wirst das Beste treffen.“

Sie rieten hin und her.

Endlich aber traf es doch nicht Frau Trude, sondern Friedrich. Er schlug vor, daß Jeremias und Trude in diesem Städtchen bleiben, sich eine kleine Wohnung mieten und die Gefundung des Mannes abwarten sollten. Er selber werde die Glücksbude übernehmen und mit Jeremi in die Welt ziehen.

„Ich will mich nur als Ihr Gehülfe betrachten, Frau Tattenbach, und soviel Geld als möglich zusammentragen, um es Ihnen zu schicken.“

„Das geht nicht, Herr Friedrich. Sehen Sie irgend einen Anteil am Gewinn fest.“

Er hob die linke Hand: „Kennen Sie meinen Appetit? Wenn ich mich sattgegessen habe, dann ist der Gewinnanteil schon mitverzehrt. Lassen wir's dabei. Ich fahre viel besser so.“

„Und Du, Jeremi? Willst Du allein mit Herrn Friedrich fortmachen?“

Er wurde rot, als er sie ansah, und nickte schlichtern.

„Wern lassen wir Dich nicht, mein Junge. Aber es ist wohl am besten. Sie werden ihm die bösen Träume vertreiben, Friedrich.“

„Darauf verlaß Dich, kleines Wiesel!“ Er sah zum Knaben hinüber. „Arbeiten sollst Du, daß Du die ganze Welt darüber vergißt! -- Auch Grevesberg,“ flügte er leise, zu Trude gewendet, hinzu.

Die nickte und antwortete ebenso leise: „Seien Sie nicht hart zu ihm.“

„Es ist ja Ihr Sohn, Frau Trude.“ Sie fühlte die Doppeldeutigkeit dieser Worte und sah seinen zärtlichen Blick. Sonst war's ihr unangenehm gewesen. Diesmal nicht. Seine Zuneigung gab ihr eine Würgschaft.

„Dann ist alles abgemacht. Und ich gehe jetzt, eine Wohnung für Sie zu suchen.“

„Sie?“

„Na. Der arme Tattenbach kann's doch nicht, und Sie müssen bei ihm bleiben. stumm, kleines Wiesel.“

Es fiel Frau Trude auf, mit welcher Hast der Knabe von ihr fortzukommen trachtete. Es schmerzte sie und war ihr doch zugleich ein Trost.

Gegen Abend waren die Beiden wieder da. Sie stand in der Wagenlücke, als sie kamen. Der lange Friedrich winkte schon von ferne mit der gefundenen Hand und nahm so große Schritte, daß Jeremi laufen mußte.

„Ein feines Nest hab ich gefunden, Frau Trude. Etwas weit draußen, aber lustig und sonnig. Nicht gerade einen Palast, aber eine annehmbare Hütte. Etwas schief und hauffällig, ja. Aber billig, stammend billig. Ein Garten gehört auch dazu. Ein Möbelhändler ist gefunden. Für ein paar Gulden stattet er Ihnen die Bude hübschlich aus. Ach, was wär ich für ein Chemann geworden!“

Es war lustig gesagt, aber eine verstellte Traurigkeit klang mit.

Frau Trude lächelte: „Sie wird sich finden, die Sie suchen.“

„Ich glaub's nicht.“ Er sah sie an. Und sie verstand ihn. Dachte: es ist gut, daß er fortkommt.

Am nächsten Morgen führen sie alle langsam hinaus. Ganz langsam. Friedrich mußte an ein Begräbniß denken. Dann stellten sie den Wagen so, daß Jeremias vom Bett aus das Häuschen sehen konnte. Er betrachtete es lange: „Na. Ein hübscher Ort zum Sterben. Laß uns dableiben, Liebste.“

Sie küßte ihn: „Du sollst noch lange nicht sterben.“

Er antwortete nicht.

Frau Trude mietete das Häuschen. Ging dann zum Möbelhändler und kaufte das Nötigste. Er brachte es noch am gleichen Tage.

„Morgen ziehen wir ein, Liebster.“

Sie waren allein. Friedrich und Jeremi. Schon jetzt unzertrennlich, wirtschafteten im Hause herum, stellten die Möbel an ihren rechten Platz und schlugen Nägel ein.

„Die letzte Nacht in diesem Wagen.“ Jeremias betrachtete den armen Mann. „Ach freue mich, daß ich auf festen Boden komme, Trude. Und doch tut mir der Abschied weh. Unsere Glücksbude, Liebste! Denkst Du noch an Deinen dreißigsten Geburtstag?“

Sie nickte. Und streichelte seine Hand.

„Damals glaubte ich mich ganz wieder aufzurichten.“

„Du wirst es. Wenn Du nur erst wieder gesund bist.“

„Nein. Dort in dem Hause sterbe ich, ja, ja!“ Er bewegte heftig die Hand. „Lüge doch nicht, Trudel! Du kannst es nicht.“

Ein paar warme Tropfen fielen auf seine Hand.

„Du kannst es nicht. Du bist gut und ehrlich und stark. Die Schwachen lügen. Weil es

ihnen an Kraft fehlt, sich so durchzubringen, wie sie sind. So einer war ich. Am meisten hab ich mir selbst vorgelogen. Dir auch. Du Dir gefolgt und bin in Gedanken doch immer einen anderen Weg gegangen als Du. Nicht böswillig, nein. Ich konnte nicht anders. Und jetzt möcht ich heulen, weil wir da hinaus müssen. Verstehst Du das? . . . Aber es ist alles einerlei, wenn Du bei mir bleibst. Und Du bleibst ja bei mir.“

Sie drückte ihm die Hand: „Versuche zu schlafen, 'mias. Das viele Sprechen tut Dir nicht gut.“

„. . . Alles einerlei . . .“ Er schloß die Augen.

Es wurde eine sehr unruhige Nacht.

Friedrich legte sich in irgend einer Ecke des Hauses nieder; Jeremi wäre gern bei ihm geblieben, aber die Mutter wies ihn auf sein Nest im Wagen.

Jeremias, der Alte, schlief fest und ruhete. Eine kleine, verdeckte Lampe brannte an seinem Lager. Erschöpft legte Frau Trude sich halb angekleidet. Sie ersahnte den Schlaf und glaubte ihrer Müdigkeit in wenigen Minuten erliegen zu müssen. Aber die Mattheit des Hirns wich, während die Glieder ruhten. Sie mußte hinübersehen zu ihrem Manne, mußte an die Worte des Arztes denken und daran, daß sie nun Abschied nehmen müsse von ihm, Glücksbude, von dem unstillen Leben, von Wechselbildern der Natur, dem Markttrüben und manchem anderen, das sie geliebt, weil es frei und weit und lustig war.

Sie wurde in ihrem träumerischen Grübeln durch die Stimme ihres Mannes gestört.

„Nein. Jeremi muß bei mir bleiben.“

Sie glaubte, er spreche im Traum.

„Hörst Du, Trude?“

„Bist Du wach, 'mias?“

„Ja. Unser Sohn soll dableiben. Ich will ihn um mich haben.“

„Sagtest Du nicht, 'mias, ich solle es einrichten, wie es mich am besten dünkt?“

„Ja, ja. Du hast mich wieder aus dem Ichaktet, Trude.“

„. . . Wollen wir nicht warten, bis es Tag ist, 'mias?“

„Nein. Tag oder Nacht, das ist für uns einelei. Wir sind ausgestoßen von den unständigen Menschen.“

„Weißt Du was? Ich pfeif' auf die unständigen Menschen!“ Sie hatte sich aufgerichtet und im Born gesprochen. Als sie auf fern mageres, bleiches Gesicht sah, bedauerte sie ihre Hebereiung. Mit einem bitteren Gefühl, wie sie es noch nie gespürt, trat sie an sein Bett.

Er stöhnte. „Es läßt mir keine Ruh, Trude. Der Lange kann ihm nichts Lehren. Nichts von Bedeutung. Nur Kunststücke und Dummheiten. Er wird vollständig aufgehen in diesem zügellosen Treiben ohne Lebensziel.“

„Zügellos? Lebensziel? Vielleicht hast Du recht, wer weiß es?“ Die Falte auf ihrer Stirn zeigte sich tief. Langsam sagte sie: „Wer scheint, es werden uns ohne unser Zutun Klug genug angelegt. Und man braucht wohl nicht das Pulver oder sonstwas erfunden zu haben, um glücklich zu sein. Aber was nützt uns alles Reden, 'mias? Die Notwendigkeit entscheidet. Auch diesmal. Wie immer. Vielleicht würde Friedrich allein gehen. Aber er hat vorläufig nur eine Hand zum Gebrauch. Wollen wir unseren Wagen in die Ecke schieben? Für einige Monate reichen unsere Ersparnisse. Was dann?“

Jeremias wußte keine Antwort. Er stöhnte auf. „Ich sehe ihn nicht wieder, Trude.“

Sie trocknete ihm die schweißige Stirn.

„Kannst Du es wissen?“

„Weißt Du es, Trude, ob er wieder kommt?“

„Ich hoffe es! Und wenn nicht --“

ihre Stimme nahm einen festen, metallenen Klang an, -- „dann muß es ertragen werden.“

Wie wir alles ertragen müssen, was uns machtlos sieht."

Er wandte erstaunt den Blick zu ihr empor, zu diesen nackten, straffen Schultern, die niemand auf die Dauer beugen konnte, zu dem ersten, festen Gesicht, aus dem ihm die Augen klar und willensstark ansahen. Und er mußte denken: In Grevesberg rauchen die Balken noch. Aber sie hat sich schon wieder aufgerichtet.

Sie reichte ihm die Hand: „Schlaf wohl, 'mias. Ich bin müde.“ —

Einige Stunden schlief sie fest und traumlos. Dann erwachte sie von einem Geslüster. Zuerst erschien's ihr wie eine Sinnestäuschung. Allmählich hörte sie es deutlicher. Es kam hinter der spanischen Wand hervor, die den Mann des Knaben vom übrigen Wageninnern trennte.

Frau Trude trat lautlos hinein: da stand Jeremi im Nachlgewand an seinem Fenster, die Augen starr auf den Mond gerichtet, und flüsterle.

Erst wollte sie ihn rufen; aber es ging ihr kein Laut über die Lippen. Blas und schwächlich, lang aufgeschossen, stand er da. Und jetzt fiel es ihr auf, wie ähnlich er in den Hauptzügen des Gesichts dem Vater war. Die zusammengepressten Lippen, das Stimm, die Nase, die Stirnvölbung . . . sie hatte sie noch nie so gesehen. So scharf und abgegrenzt.

Eine große Angst kam über sie und löste den Mann, der sie festgehalten. Vorsichtig trat sie heran, legte sanft den Arm um die Schultern des Knaben und leitete ihn zu seinem Lager. Er war nur bei der ersten Berührung ein wenig zusammengezuckt. Dann folgte er willig. „Hast Du es gesehen, Mutter?"

„Was?"

„Das Auge!"

„Der Mond, mein Junge!"

„Es sucht mich. Ich habe Grevesberg angesteckt. Siehst Du die Flammen? Feuer, Feuer!"

„Leg Dich nieder, Jeremi!" Wieder war der feste, metallene Klang in ihrer Stimme. „Du träumst!"

„Bist Du mir noch böse, Mutter, weil ich den Apfel wollte?"

„Nein. Ich war Dir auch nicht böse. Schläfe jetzt."

Er schloß willig die Augen.

Frau Trude verhängte das Fenster mit einem dicken, dunklen Tuch.

Als sie in den anderen Raum zurücktrat, hatte sich Jeremias aufgerichtet. „Was schwätzt er da, der Junge? Er hätte Grevesberg angesteckt?"

„Er träumte."

„Ich weiß, wer es angesteckt hat. Der Weizbauer. Ganz deutlich hab ich's gesehen. Er hob den Stuhl, um auf Friedrich zu schlagen. Er traf die Lampe. Gleich darauf brannten die Gardinen."

Frau Trude atmete auf. „Gott sei Dank!" So hatte diese unruhige Nacht doch eine Wohltat für sie.

Jeremias wälzte sich in seinem Bette hin und her.

„Trudel!"

„Willst Du etwas, 'mias?"

„Der Junge war aufgestanden, nicht?"

„Ja."

„Sagte er nicht etwas vom Auge?"

„Er träumte."

„Trude, ich glaube, das Kind ist krank. Und Du willst es in die Fremde schicken."

Frau Trude senkte; sie antwortete nicht.

„Wir können es nicht verantworten, Trude."

Sie erhob sich halb im Bett, die tiefe Falte auf der Stirn: „Ich glaube, 'mias, wir können es nicht verantworten, wenn wir ihn nicht fortschicken." Ihre Stimme zitterte zum ersten Male in dieser Nacht. „Muß ich's Dir denn erst sagen, wie weh mir's selber tut?"

Jeremias preßte die Hand auf seine heiße Stirn und sagte klagend: „Ich begreife nicht, wie Du das alles meinst."

„Quäl' Dich nicht unnötig, 'mias. Am Morgen wird Doktor Trall kommen. Ich will fragen. Was er sagt, soll geschehen. Bist Du damit einverstanden?"

„Es wird das beste sein." Er zweifelte nicht daran, daß die Entscheidung nach seinen Wünschen ausfallen werde. . . .

Er irrte sich.

Doktor Trall kam zeitig, um den Transport Jeremias' in das Haus zu überwachen und den Verband zu erneuern. Dann trugen sie ihm die Angelegenheit mit dem Knaben vor. Er nickte zu dieser und jener Aeußerung Trudes, fragte gründlich nach allem, und bat dann, zunächst den Knaben selbst unterfragen und sprechen zu dürfen. Und zwar unter vier Augen. Es sollte niemand weiter in der Nähe sein. Jeremi spielte im Garten. Der Arzt ging hinaus. Der Knabe erschraf wieder. Seine Schen wick aber bald einem offenen Vertrauen, als der fremde Herr so harmlos und in freundlichem Ernste mit ihm plauderte. Scheinbar ganz ohne besondere Absicht. Er ließ sich ruhig in den Wagen führen und körperlich unterfragen, antwortete auf alle Fragen und gestand schließlich weinend dem Arzte, daß er immerzu an den Apfel denken müsse, der das Grevesberger Unglück heraufbeschworen. Er träume von den fürchterlichen Augen des Gemeindevorstehers, von den guten Augen seiner Mutter, die ihn so traurig angeblickt habe, und er möchte am liebsten weit fort, weit, weit, so weit, daß das alles hinter ihm bleibe. Dazu nickte der Arzt.

Und als er nach einer weiteren Viertelstunde alles erfahren hatte, was er zu wissen wünschte, gab er ihm einen kleinen freundlichen Klaps und sagte: „Du bist ein braver Kerl, Jeremi. Sieh Dir nur ruhig die Welt an, arbeite und mache Deinen Eltern Freude. Viel Freude, hörst Du? Und was den Apfel betrifft, na — die Folgen waren ja schlimm, aber das ist nicht Deine Schuld. Sieh mal, als ich so'n Junge war wie Du, da hab ich auch — pff!" — er dämpfte seine Stimme zu geheimnisvollem Klüstern. „hab ich auch in manchem Dorfe auf den Bäumen gefressen und in die Höhe gelangt. Wenn die Nester alle abgebrannt wären, da stände heute halb Böhmen nicht mehr."

Na, das war aufgeschnitten. Der gute Doktor hatte stets Nessel in Menge im väterlichen Garten gehabt. Aber zu seinen Medikamenten gehörte unter Umständen auch diese Art von Lügen. Wenn einer im Sterben lag und sich die letzte Stunde mit qualvollen Todesgedanken verbitterte, dann sagte Doktor Trall: „Lieber Freund! Ich bin schon anders dantedergelegen; ach, Sie hätten mich sehen sollen, die halbe Himmelsleiter war ich schon 'rauf — na, und ich bin doch wieder 'runtergekommen. Vom Lager nämlich. Also — mit dem Sterben, das geht nicht so leicht. Da muß einer anders aussehen als Sie!" Dann lachten sie befreit, die Kranken. Es hörte sich schrecklich an. Und mancher tat den letzten Atemzug schon, wenn Doktor Trall die Hand auf die Türklinke legte.

Jeremi lachte auch. Lachte noch, als der Arzt schon im Hause war. Lachte und mußte an den Gemeindevorsteher in Grevesberg denken. Der hatte ihm doch auch erzählt . . . ja, es waren am Ende nicht viele, die in dieser Hinsicht ein reines Gewissen hatten. Er wollte doch gleich . . . ja, da kam der lange Friedrich von der Straße hereingeschlenkert.

„Onkel Friedrich, hast Du auch schon mal Nessel gestohlen?"

Der Athlet blieb stehen und machte kein gescheiters Gesicht: „Nessel? Ich?"

Jeremi sah in zitternder Erwartung an ihm hoch; das Weinen war ihm plötzlich nahe. Wenn der reine Hände hatte, mußte er sich ja immer vor ihm schämen.

Friedrich sah eine Weile erstaunt auf den Knaben nieder. Dann ging ihm ein Licht auf. Etwas langsam sagte er, seiner Stimme ein Pathos der Verkürzung gebend: „Menschenskind! Wieselchen! Du red'st wie'n Staatsanwalt! Gestohlen? Wui Demwoll Niemals! Nie! Aber wo 'ne Birne über'n Zaun hing — es konnte auch 'n Apfel oder 'ne Pflaume sein — und sie brauchle auch nicht mal über'n Zaun zu hängen, wenn ich 'rüberkomte — ja, also was wollte ich sagen: dann hab ich sie nicht gestohlen, aber gemaußt — ja, Du, darauf kannst Du Dich verlassen, gemaußt hab ich sie." (Folgebema folgt.)



Metallfaden-Blühlampen.

Von Karl Hermann.

Die elektrische Blühlampe mit ihrer charakteristischen kleinen birnenartigen Glasglocke und dem schleifenförmigen, dünnen Metallfaden, die uns seit Jahren für die Beleuchtung von Innenräumen bekannt ist, erhielt in der neueren Zeit eine Konkurrentin in der Metallfaden-Blühlampe. Zunächst schien es, als brauchte die gewöhnliche Blühlampe davon nicht zurückzuzweichen, doch heute sehen wir, daß die neue Lampe schon gute Positionen besetzt hat; sie ist der älteren ohne Zweifel überlegen und zwar, dies sei bereits hier gesagt, in der Ökonomie, der Wirtschaftlichkeit.

Um das Wesen der neuen Erfindungen verstehen zu können, wollen wir zuvor unsere Aufmerksamkeit erst einmal der jetzigen Kohlenfaden-Blühlampe, wie man sie nach ihrem wichtigsten Bestandteil bezeichnet, widmen. Wir sehen da zunächst zwei Teile, jene birnenförmige Glasglocke und oben an deren schmälern Ende einen angekippten kleinen zylindrischen Sockel aus Messing, dessen obere Seite nach außen gewölbt ist. Sie wird von der Gipsmasse, die den Sockel innen vollständig ausfüllt, gebildet und umschließt eine kleinere, als Deckel aufgesetzte messingene Querscheibe. In die Mantelfläche des Sockels sind einige Gänge eines groben Gewindes gedrückt, mit dem der Sockel und damit die Lampe in eine geeignet konstruierte hülsenartige Armatur, die Fassung, eingeschraubt, darin festgehalten und von ihr gleichzeitig mit elektrischem Strom versorgt wird. Dieser tritt in die Mantelfläche und das Deckstück, die ja beide in elektrischer Hinsicht durch die Gipsfüllung getrennt sind, und gelangt so in zwei parallele, mit besonderen Kunstgriffen durch Gips und Glas verleierte Drähte, die vorn in der Glasbirne endigen. Die Stromverbindung besorgt dann der mit seinen beiden Enden in den Drähten befestigte und in den Hohlraum der Birne hinabragende Metallfaden von Bügel oder Schleifengestalt. Er ist, wie der Name der Lampe andeutet, aus Kohle; man stellt ihn aus dem Faden einer stoffdichtmasse her, der, unter Luftabschluß in jene Form gebracht und zu einer Art Holzkohle veraläht, nachher mit Hilfe eines sinnreichen Verfahrens eine Schicht verhältnismäßig fester, graphitähnlicher Kohle erhält. Da sie eine gewisse Elastizität besitzt, vibriert der Faden leicht. An das untere weite Ende der Birne schmilzt man ein Glasröhrchen, pumpt damit sämtliche Luft heraus und dreht das Rohr wieder kurz an der Birne ab. So bleibt diese innen vollständig luftleer.

Dies im allgemeinen über den Bau der bisherigen Blühlampe. Wird eine solche nun durch ihre Fassung mit einer elektrischen Leitung in Verbindung gebracht, so können wir uns leicht vorstellen, wie die in die beiden Drahtenden tretende elektrische Spannung bestrebt ist, durch den Kohlenfaden einen Strom zu senden. Obgleich sie vielleicht 110 Volt beträgt, setzt ihr doch der Faden infolge der schlechteren Leitfähigkeit der Kohle einen bestimmten

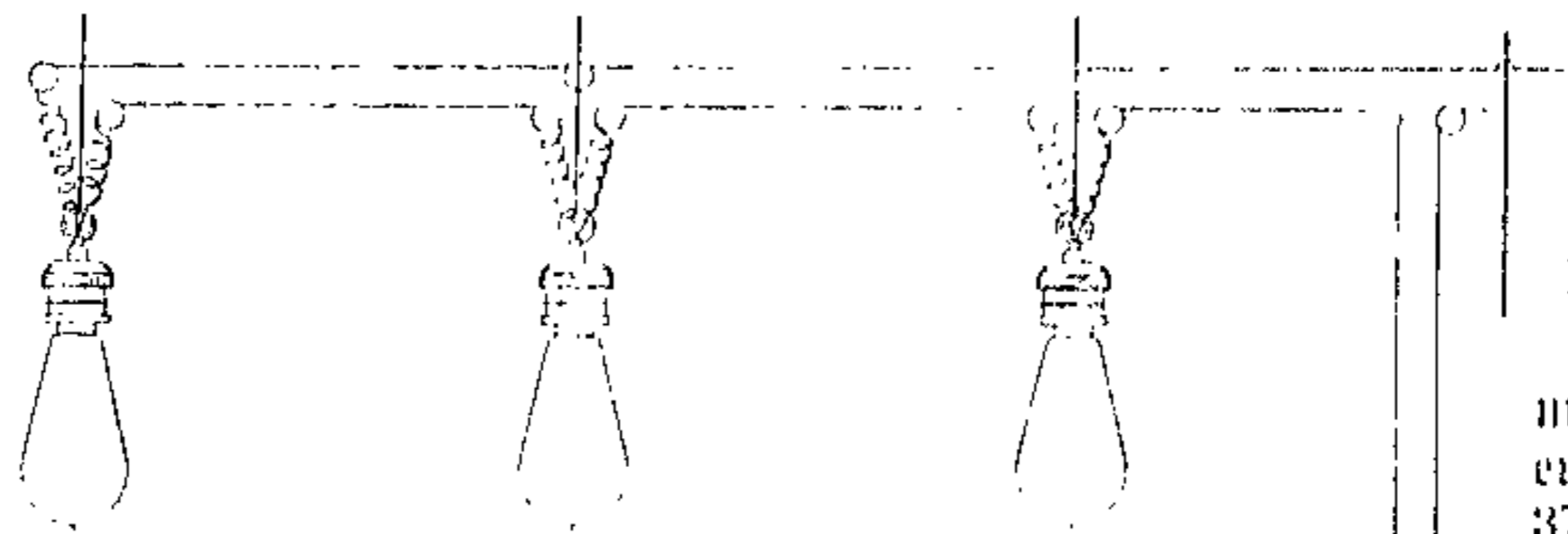
Widerstand entgegen, dessen Größe nach den technischen Maßeinheiten ausgedrückt, beispielsweise 220 Ohm sein soll. Es geht dann nur ein schwacher Strom hindurch, in unserem Falle nur $\frac{1}{2}$ Ampère. Der genügt aber schon, wegen der Enge der ihm zugewiesenen Bahn, diese zum weißen Glühen zu erhitzen: der Faden leuchtet. Er strahlt eine Lichtmenge von 16 Kerzenstärken aus. So kann die Lampe unter dem elektrischen Strom eine gewisse lange Zeit glühen und leuchten; der Kohlenfaden kann nicht verbrennen, weil die dazu notwendige Luft fehlt, aber schließlich läßt die Leuchtkraft doch nach, bis der Faden allmählich ganz zerfällt wird. — Wir sagten eben, daß die erhaltene Lichtmenge 16 Kerzenstärken sei. Vergleichen wir diese mit der gesamten, von uns angewendeten Elektrizitätsmenge, die man in Watt berechnet und nach den Lehren der Physik aus einer Multiplikation der Stromstärke = mit der Spannungszahl erhält — es wären in unserem Beispiel 55 Watt — so sehen wir, daß, um eine Kerzenstärke zu gewinnen, fast $3\frac{1}{2}$ Watt elektrische Energie erforderlich sind.

Doch diese Verhältnisse werden nicht immer gleich sein, wie wir an einem kleinen Versuch demonstrieren können. Verbindet man eine solche Lampe mit einem Apparat, der eine beliebige Erniedrigung und Erhöhung der elektrischen Spannung gestattet, und wählt erst einmal eine geringere Spannung, so ist der Strom im Kohlenfaden schwach, wir bemerken vielleicht nicht einmal ein dunkelrotes Glühen. Das Licht fehlt also, aber doch wird die Lampe ziemlich warm; es resultiert jetzt nur Wärme. Erhöht man die Spannung weiter, etwa auf 110 Volt, so glüht der Faden weiß und leuchtet normal, er sendet jetzt Licht aus und gibt auch Wärme ab. Nun gehen wir noch weiter, bis auf 140 Volt. Unter dieser Spannung wird ein intensiverer Strom durch den Faden gedrückt, ungefähr 0,64 Ampère. Seine Glut ist bedeutend heftiger, er befindet sich in einer höheren Temperatur als vorher, sein Licht ist blendend weiß und von größerer Fülle. Mit Rücksicht auf den Zweck unserer Darstellung wollen wir nicht tief wissenschaftlich in diese Materie eindringen und auch die Stärke der Helligkeit nicht photometrisch messen, sondern sie auf rund 40 Kerzenstärken abschätzen. An elektrischer Energie verzehrt die Lampe dabei 90 Watt, es entfallen auf eine Kerze demnach jetzt nur $2\frac{1}{4}$ Watt. Zur Erzielung einer Kerzenstärke brauchen wir weniger elektrische Kraft, wir ersparen an Kosten für den Strom. Man gewinnt im letzten Falle viel Licht, und doch ist die **a u s g e s t r a h l t e** Wärme nicht größer als früher.

Die Ursache der Erscheinung bildet einzig die immense Glühtemperatur des Kohlenfadens, dieser wird davon jedoch in kurzer Zeit zerstört. Darum mußte man andere Materialien anstatt der Kohle suchen, die die notwendige Hochglut besser ertragen. So kam man auf den Gedanken, auf dem Prinzip der hier beschriebenen Glühlampe eine Lampe anzufertigen, in der der Glühfaden aus einem Metall bestand, das nur bei einer möglichst hohen Temperatur schmilzt. Hier könnte man an das Platin denken, von dem ja sehr bekannt ist, daß sein Schmelzpunkt recht hoch liegt und das schon vor Jahrzehnten Edison in seinen ersten Glühlampen benutzte. Er spannte an Stelle des erst später von ihm erfundenen Kohlenfadens dünne Platindrähte in Glasgefäße, aber solche Metallfadenlampen bewährten sich nicht. Erst vor einigen Jahren glückte die Anfertigung von guten Metallglühfäden; der Erfinder war Dr. Auer von Welsbach, der den Gasglühlichtstrumpf schuf. Nicht das Platin nahm er, sondern ein diesem verwandtes Metall, das Osmium; seine Glühlampe, die nach dem Metall oder „Auer-Os-

lampe“ benannt, erreichte seinerzeit Nusschen. Wegen ihres geschichtlichen Interesses wollen wir sie kurz besprechen, denn die fortschreitende Technik hat sie bereits überholt.

Das Metall Osmium rechnet man zu den seltenen chemischen Elementen; es existiert nur in geringen Mengen, meist neben dem Iridium in dem Erz des Platins; bei dessen Gewinnung bleibt es zurück und wird mittels gewisser chemischer Verfahren für sich abgetrennt. Das Osmium kann man als bläuliches Pulver oder nach Behandlung in der ungeheuren Hitze des elektrischen Ovens als kompaktere Masse, niemals aber wie Kupfer oder Eisen in einer Form



Hintereinanderschaltung von drei Osmiumlampen.

erhalten, in der es sich zu Drähten ausziehen ließe. Und doch wäre es ein brauchbares Material für Glühfäden gewesen, weil sein Schmelzpunkt viel höher ist, als der des Platins; es galt als derjenige Körper, der von allen am schwersten schmelzbar sei. Da man aus dem Osmium keine Drähte ausspinnen konnte, bediente sich Auer von Welsbach eines chemischen Verfahrens, geförnte Glühfäden aus reinem Osmium zu bereiten.

Eine Verbindung von Osmium mit Sauerstoff, Osmiumtetroxyd, wird auf besonderem Wege reduziert, d. h. der Sauerstoff wird entfernt und schließlich bleibt das Metall als sehr feines Pulver zurück. Das vermischt man mit leichten und verholzbaren Substanzen zu recht dickem Brei. Den bringt man in ein Gefäß, das in ein spitzes Rohr ausläuft; dessen enge Mündung ist aus Diamant oder Saphir, also sehr hart und widerstandsfähig. Setzt man so den Osmiumteig in dem Gefäß unter Druck, so preßt



Osmium- (Wolfram-) Glühlampe.

er sich durch das Rohr entlang und aus der Mündung als fadenförmige Rinde hervor. Sie wird auf einer Scheibe in eine langgestreckte U-Gestalt ausgelegt, getrocknet und ohne Luftzutritt gegläht, bückt zusammen, die Teigschubstanz verholzt und es entsteht ein leidlich fester Faden aus Osmium und Kohle; also Stoffen, die den elektrischen Strom leiten. Man spannt den Faden mit den Enden in zwei stromführende Halter und hängt ihn, unter der Elektrizität schwach glühend, in ein Glasgefäß. Das ist mit Wasserdampf und reduzierten Gasen angefüllt und auch flüchtiges Osmiumtetroxyd wird eingelassen. Auf der erhitzten Oberfläche des Fadens spielen sich in dieser Atmosphäre chemische Umsetzungen ab: die Kohle verbindet sich mit dem aus den anderen Substanzen abscheidenden Sauerstoff zu entweichenden Dämpfen, gleichzeitig schlägt sich metallisches Osmium auf dem Faden nieder. Danach verstärkt man den Strom allmählich, bis der Faden hell glüht. Die einzelnen Osmiumteilchen fintern nach und nach fester aneinander und nach weiterer Behandlung, dem Formen des Fadens zu einer gewissen, gleichmäßigen Dicke, ist er zum Einbau in die nachher evakuierten Glühlampen fertig.

Die Glashüllen dieser Lampen sind nicht genau birnenförmig ausgebaucht, sondern an

den Seiten gerade. Die Stromzuführung geschieht wie bei den anderen Glühlampen. Ganz andere Verhältnisse herrschen aber bei der Spannungshöhe, die der normale Betrieb verlangt. Da Kohle ein minder guter, Osmium als Metall ein besserer Leiter der Elektrizität ist und ihr deshalb keinen so großen Widerstand entgegensetzt, genügt schon eine geringere Spannung, um einen Strom durch den Faden zu schicken, der ihn bis zur Glut bringt. Deshalb hatte man bei der gebräuchlichsten Lampenart je zwei Fäden in einer Glashülle, die darin parallel nebeneinanderstanden und unter von zwei in die Glaswandung eingesetzten Hälften festgehalten wurden; der Strom ging hintereinander durch beide. Dort erreichte z. B. bereits eine Spannung von 37 Volt einen Strom von etwa 1 Ampère, und damit glühten die Fäden so intensiv weiß, daß

man ein Licht von 25 Kerzenstärken erhielt. Wendete man demnach rund 37 Watt elektrische Energie auf, so entfielen auf eine Kerze zirkla $1\frac{1}{2}$ Watt, weniger auf die Hälfte des Verbrauchs einer Kohlenfadenlampe. Weil man nun die meisten elektrischen Anlagen mit Spannungen von 110 bis 120 Volt betreibt, mußte man die Leitungen so anlegen, daß der Strom nacheinander drei Lampen passiert, die darum nur zusammen brennen und verlöschen können. Dasselbe konnte man bei 220 Volt mit drei Lampen einer anderen Gattung, von 73 Volt,

vornehmen. Solche, für eine höhere Spannung eingerichtete Lampen rüstete man auch mit drei Fäden aus. Auf welche Weise man den Strom hintereinander durch die Lampen schickt, mag die beigegebene Skizze erklären. Der Strom fließt von der Hauptleitung in dem unteren Zweige zum Auslöcher, dann nach der ersten, durch sie zur zweiten und da hindurch in die dritte und in dem oberen Zweig zurück zum Ausgangspunkt.

Wir wollen jetzt eine andere Erfindung betrachten, die auf demselben Prinzip basierende Tantallampe. Das Metall Tantal ist zwar ebenfalls ein selteneres chemisches Element, jedoch nicht in dem Maße, wie das Osmium. Es existiert verschiedentlich, mit dem Metall Niobium zusammen, in den Mineralien Tantalit und Niobit, beides Sauerstoffverbindungen dieser Elemente mit Eisenoxydul. Das Tantal hat die Eigenschaft, sich in kalter Schwefel-, Salz- und Salpetersäure, deren ätzende Schärfe man sonst in Chemie und Gewerbe verwertet, nicht aufzulösen. Nur eine Mischung von Salpeter- und Flußsäure zehrt es auf; es bildet sich eine Lösung von flußsaurem Tantalsalz. Aus einem solchen, nämlich Tantalkaliumfluorid, gewinnt man auch das Metall als graues Pulver, das dann im luftleeren Raum eines elektrischen Ovens sorgfältig rein geschmolzen wird. Das Metall hat neben einer wunderbaren Härte eine große Zähigkeit, es ist deshalb möglich, dünne Drähte daraus zu verfertigen. Sie dienen im chemisch reinen Zustand, frei von anderen Substanzen, als Glühfäden in der Tantallampe; es ist jene, die man gegenwärtig häufig sieht und an ihrem nicht schleifenförmigen, sondern kronenartigen Glühkörper erkennt.

Diese Wicklung des Fadens fällt bei der Tantallampe am meisten auf, weil sie von der einer Kohlen- oder Osmiumlampe abweicht. Ihren Zweck verstehen wir, wenn wir noch einmal an die Widerstandsverhältnisse denken. Von der Größe des Widerstandes im Faden hängt ja die Stärke des darin zirkulierenden Stromes ab; dieser muß sich wieder nach dem Durchmesser

des Fadens richten, damit er nicht zu wenig und nicht allzu intensiv erhitzt wird, vielmehr eben bis zu dem gewünschten Glüh- und Leuchteffekt. Der für alles das maßgebende Widerstand ist nun seinerseits von der Leitfähigkeit des Fadenmaterials und dessen Länge bedingt; er ist um so größer, je länger der Faden. Die Kohle ist

komplizierten Verhältnisse ihre Berechnungsmethoden besitzt, entschied sich für den letztgenannten Weg: man montierte beispielsweise einen Tantaldraht von fünf Hundertstel Millimeter Stärke und 65 Zentimeter Länge in eine Glühlampe, und das erforderte jene für sie charakteristische, kronenartige Aufwicklung.

Enden krümmen sich zu Haken und halten den Faden, der an einem unteren beginnt, hinauf zu einem oberen und wieder zum nächsten unteren herabgeführt wird usw. So geht der Faden in schrägen Rippen im Zickzack auf und ab, um alle Speichen herum. Die günstige Folge dieser Aufwicklung ist, daß eine solche Lampe



Auf der Barrikade. Nach einem Gemälde von E. Chaperon.

ein schlechterer Leiter und darum reicht unter 110 Volt Betriebsspannung ein Faden von vielleicht der Länge einer Manneshand. Das Tantal leitet besser, der Widerstand wäre an und für sich geringer und man hätte, um in einem solchen Glühfaden eine gerade genügende Stromstärke zu bekommen, entweder wie bei der Osminiumlampe niedrigere Spannungen, oder bei 110 Volt, weil längere Fäden zu wählen. Die Technik, die für diese etwas

Die Glasglocke dieser Lampe ist voluminöser als die einer Kohlenfadenglühlampe, und noch ausgeprägter zylindrischer. Von dem Sitz des breit aufliegenden Sockels ragt inwendig ein gerader Glasstift in die Mitte der Glocke und trägt da an seinem Ende und ein wenig davor zwei linsenförmige Glasstücke. In beide sind ringsum kurze stärkere Drähte speichenartig eingesetzt; sie ragen von dem unteren schräg ab, von dem oberen schräg aufwärts. Die äußeren

in allen Lagen brennen kann, wogegen die Osminiumlampe nur senkrecht, mit dem Sockel nach oben, installiert werden darf, weil der Osminiumfaden in der Glut erweicht und sich sonst verlegt. Ein anderer Vorteil der Tantal-Lampe wäre noch die Möglichkeit, sie direkt einzeln mit 110, nach neueren Versuchen auch mit 220 Volt, zu betreiben.

An elektrischer Energie konsumiert die Tantal-Lampe 1,5-1,7 Watt pro Kerze.

Bedeuteten schon die Erfindungen der Osmium- und Tantalampe mit ihrer höheren Wirtschaftlichkeit einen Fortschritt auf dem Gebiete der elektrischen Beleuchtung, so erregten hier das größte Aufsehen doch die neuesten Lampen, die Wolframglühlampen, die für eine Kerze nur ungefähr ein Watt verlangen; sie haben sich in letzter Zeit schon viel verbreitet.

Der Grundstoff des Glühkörpers, das Metall Wolfram, kommt im Mineralreich als Wolframit, eine Verbindung von Wolfram mit Sauerstoff und Eisen- und Manganoxyd vor, mit Kalk zusammen als Scheelit, mit Bleioxyd im Wolframbleierz. Aus diesen Stoffen stellt man es auf chemischem Wege dar; es ist ein hartes, sprödes, graues Pulver, das ein hohes spezifisches Gewicht besitzt und ebenfalls sehr schwer schmelzbar ist. Bisher fand es in der Technik Verwendung zur Bereitung des Wolframstahls; es ist nicht allzu selten und darum ziemlich wohlfeil.

Wegen seiner Eigenschaften, schwer zu schmelzen, hat man bereits vor Jahren probiert, es für die Zwecke der Glühlampenkörper zu benutzen, indem man mittels eines klug erdachten Verfahrens in den Kohlenfaden feine Körner von Wolframmetall einbettete. Doch darin war damals kein Vorteil zu erblicken. In den letzten Jahren waren die Erfinder bestrebt, das Wolframmetall für sich allein, so wie bei den vorhin beschriebenen Lampen die anderen Metalle, zu Glühfäden zu verarbeiten. Gleich dem Osmium läßt sich Wolfram aber nicht zu Drähten ziehen und deshalb erfand man neue Verfahren, es zu gebrauchsfähigen Glühfäden zu formen.

Ein interessantes Verfahren besteht darin, zunächst einen bügelförmigen Faden aus Kohle anzufertigen und ihn in einen solchen aus Wolfram zu verwandeln. Man bringt ihn unter eine geeignete Gasart, die ein wenig Wasserstoff enthält, erhitzt den Faden mit elektrischem Strom zur Glut und läßt besondere Wolframverbindungen in Gestalt von Dämpfen einströmen. Sie werden zerlegt, das Metall scheidet sich aus und gleichzeitig verbrennt die Kohle allmählich. An die Stelle eines jeden verbren-

nenden Kohleteilchens setzt sich dann im selben Moment ein Teilchen des Metalls und so wird nach und nach das ganze Fadengebäude zu Wolfram. Auf die Weise resultiert ein fertiger Wolframfaden. Nach einem anderen Verfahren macht man das Metall durch besondere Mittel zu einer kolloidalen, d. h. gelatinösen, Lösungsmasse, in der sich die Metallteilchen als ungeheuer feine Körperchen befinden. Die Masse preßt man aus spitzen Rohren, wie wir es früher beschrieben, und den gebildeten gelatinösen Faden erlaubt das Verfahren so zu trocknen, daß er direkt einen metallischen festen Zustand annimmt. Schließlich bedient man sich jener Methode, die wir bei der Osmiumlampe schilderten, wo man das Metall mit einer verholzbaren Teigschubstanz mischt, wie oben mittels spitzen Rohren zu Fäden auspreßt und diese verglüht. Auch auf das Molybdän, ein dem Wolfram verwandtes Metall, hat man die Verfahren ausgedehnt; ferner benutzt man noch ein anderes Metall, das Zirkon.

Die heute unter verschiedenen Namen verkauften Wolframlampen kann man ebenfalls mit Spannungen bis zu 130 Volt betreiben. Ihre Glashülle hat oftmals ungefähr die Form der von Osmiumlampen, oder sie ist auch kugelförmig. Als Fadenträger birgt sie ein Glas- und Drahtgestellchen, das an jenes in der Tantalampe erinnert, aber einen anderen Zweck vertritt; die Fäden sind nicht wie dort aufgewunden, sondern es finden sich einige elektrisch hintereinander verbundene U-förmige Bügel, die, von oben herabhängend, rings um das Gestellchen gruppiert und von dessen Drähten gehalten werden.

Wenn in eine solche Lampe unter 110 Volt Spannung ein Strom von noch nicht ganz 1/2 Ampère fließt — der Verbrauch einer 16-kerzigen Glühlampe mit Kohlenfaden, etwa 50 Watt —, ergibt sie schon 50 Kerzen Licht, mit 1 Ampère bereits gegen 100 Kerzenstärken. Der Faden, den eine 50-kerzige Wolframlampe enthält, ist nun schon recht dünn, wollte man also weniger Licht erhalten, müßte man noch feinere Fäden herstellen. Das ist nur zum Teil erreichbar, und darum ist die geringste Leistung einer

Wolframlampe ungefähr 25 bis 30 Kerzen, für gewöhnlich installiert man aber die vorhin erwähnten größeren. Infolge der höheren Leistung einer derartigen Lampe und wegen der Raumanspruchnahme ihrer Fäden sind die Dimensionen der Glashüllen natürlich reichlicher im Verhältnis zu dem einer Kohlenlampe. Wir wollen hier noch eine derartige Glühlampe im Wilde wiedergeben, nämlich die von der Westinghouse-Gesellschaft in Wien fabrizierte „Osmium“-Lampe, die nach dem Teigverfahren hergestellte Wolframfäden enthält.

Das Licht der Wolframglühlampen ist im allgemeinen weißer und blendender; es ähnelt dem einer Äthylenflamme. Die Ursache hätte man wohl nicht allein in der hohen Gluttemperatur, vielmehr in einem physikalischen Verhalten zu suchen, das die leuchtenden Körper je nach ihrer Natur verschieden äußern. Allerdings ist es auch für die Wolframlampe am günstigsten, wenn sie während des Betriebes senkrecht hängen kann, doch hat man bereits bei manchen Systemen das Traggestell so vorgesehen, daß die Lampe auch in anderen Lagen brennen darf.

Zur allgemeinen Zeichnung sich die hier beschriebenen Metallfadenglühlampen neben ihren besseren Wirtschaftlichkeit durch eine lange, guten Glühlampen der gewöhnlichen Art gleichkommende oder sie übertreffende Lebensdauer aus; sie bleiben, mit anderen Worten, lange Zeit betriebsfähig, und während dieser Zeit schwächt sich ihr Licht nicht so bedeutend. Aus diesem Grunde rechnet man oft mit dem Umstand, daß die Metallfadenglühlampen, obwohl viel teurer als die anderen, sich dank ihrer Wirtschaftlichkeit, mit ihrem niedrigeren Stromverbrauch wieder bezahlt machen. Weiter sind alle diese Lampen — dies ist im physikalischen Charakter des Metallfadens begründet — weniger empfindlich gegen die im praktischen Betrieb niemals ganz vermeidlichen elektrischen Spannungsschwankungen. Wir haben ohne Zweifel in der Metall-, besonders der Wolframfadenglühlampe, eine wichtige technische Errungenschaft vor uns; ob sie auch dem Gaslicht ernstliche Konkurrenz bietet, wird die nächste Zukunft lehren.

Minna.

Skizze von Fritz Säger.

Als ich schon das dritte Jahr in der Lehre war, da gab es eines Tages eine große Ueberraschung. In unseren Betten waren Wanzen gefunden worden. Man erzählt ja sonst so etwas nicht weiter, aber es war der Anlaß, daß wir ausquartiert und auf acht lange Wochen im „Schwarzen Elefanten“ untergebracht wurden.

So einfach ging das freilich nicht. Erst wurde beraten, wo die Wanzen wohl her sein möchten. Der alte Eckert sagte, „die sind gewiß mit dem liederlichen, preussischen Eisen eingeführt worden“. Die meisten stimmten zu; aber ich glaubte das nicht. Der lange Schmied meinte, daß sie der Tollwurm in seinem Koffer mit aus Hamburg gebracht hatte, es seien überseeische Wanzen.

Der Tollwurm war ein Schlossergeselle von nicht allzu großer Reinlichkeit, aber da er erst gekommen war, wollte man ihm nicht so nahe treten, und der Vorschlag fand nicht viel Gegenliebe.

Schließlich kam man überhaupt zu keinem Resultat und beriet nun über die Vertreibung der Wanzen. Kammerjäger wie in Berlin gab es leider in dem kleinen Schwarzwalddörfchen nicht, und da beschloß man denn, einen großen Topf Schwefel in das Gesellschaftszimmer und einen kleinen in das Lehrlingszimmer zu stellen und anzuzünden und dann mehrere

Wochen die Fenster geschlossen, dann noch mehrere Wochen die Fenster offen zu halten und außerdem die Wanzen auszuhungern. Wie beschloßen, so geschah es, und es wirkte.

Aber wie gesagt, die Angelegenheit war für uns Lehrlinge nur darum wichtig, weil wir dadurch in den „Schwarzen Elefanten“ kamen.

Im „Schwarzen Elefanten“ bekamen je zwei ein Zimmer und jeder ein eigenes Bett; ja, noch mehr, wir hatten Waschwasser und Seife direkt im Zimmer ganz nahe beim Bett. Aber was uns das wichtigste war, die Meisterin konnte uns am Abend nicht zurufen, daß wir ins Bett gehen sollten, wie sie das sonst jeden Abend getan; denn so weit, wie wir nun von ihr weg waren, sahen ihre kleinen Augen nicht, und sie mochte sie noch so sehr in ihrem dicken, fleischigen Gesicht herumrollen.

Freilich fragte sie des Elefantenwirtes Tochter, die Minna, wann wir am Abend ins Bett gingen. Aber die Minna war ein sehr anständiges Mädchen und darum erwiderte sie, als die Meisterin sie das fragte:

„Ich weiß doch nicht, wenn die Lehrlinge ins Bett gehen.“

Ich glaube aber, sie hat es doch gewußt.

Die Minna war ein kleines, rundliches Geschöpf mit einem sehr zierlichen Köpfchen, aus dem ein paar sehr kluge, ausdrucksvolle, dunkle

Augen herausschauten. Heute würde ich sagen, sie war ein sehr molliges, liebes Mädchen, aber für unser damaliges Denken und Empfinden dem Mädchen gegenüber paßt diese Redensart sehr schlecht.

Wir achteten sie wegen ihrer natürlichen Schönheit, und nach und nach gewannen wir sie lieb. Sie war damals das einzige Wesen unserer Bekanntschaft, das uns Lehrlinge als Menschen, als gleichwertige Geschöpfe gelten ließ. Sie grüßte uns, wie man seinesgleichen grüßt; sie grüßte uns sogar, wenn sie uns auf der Straße begegnete. Ja, sie sprach sogar mit uns und nannte uns Herr so und so. Obwohl wir damals 18 und 19 Jahre alt waren, war uns das doch so fremd, daß wir es kaum fassen konnten.

Sie weckte dadurch in uns das Menschbewußtsein, und einmal weckte sie sogar in uns beiden, im Franz und in mir, das Mannesbewußtsein. Sie errötete und entfloh, als wir zufällig an einem frühen Herbstmorgen in den Garten kamen, wo sie Wäsche aufhängen wollte und etwas leicht gekleidet war. Der Franz sah mich damals mit fragenden Augen an, aber wir sprachen nichts und gingen an unsere Arbeit.

Ich sah an dem Tage den Franz zweimal. Jedesmal stand er an der Hobelmaschine. Die Maschine stand still, und er starrte in den Werk-

zeugkasten hinein. Seine Augen verrieten eine seltsame Aufregung, seine Lippen zuckten, und er schrak zusammen, als er mich sah. Zu solchen Werkzeugkasten ist nichts, was eines jungen Menschen Augen aufregen und was seinen Körper durchschauern machen kann. Aber trotzdem war mir das gar nicht so merkwürdig, denn ich hatte kurz vorher einen anderen in ähnlicher Verfassung entdeckt. Dieser andere war ich.

Ich ging zu ihm und sagte ganz ruhig: „Du, Franz, wir wollten sie aber nichts merken lassen.“

Das weiß ich noch. Warum ich gerade das sagte, weiß ich nicht mehr, aber der Franz verstand mich und schwieg. Er drehte mir den Rücken zu.

Und dann leuchtete mir ein, daß der Franz zu der Minna ganz anders stehen müsse als ich, und ich ging wieder.

In den nächsten Tagen sahen wir die Minna nicht. Wir hörten sie einmal lachen. Da war sie unten in der Werkstatt, und es war der Lehrer drin. Wir hatten ihn kommen sehen, und wir kannten ihn; die Magd hatte uns gesagt, daß es der Lehrer sei. Er kam oft, aber es kamen noch viele Leute oft, doch wenn andere drin waren, hörte man die Minna nicht lachen.

In der Werkstatt waren wir beide durch unsere Gedanken noch mehr abgelenkt als sonst.

Der Meister war uns nicht wohlgefallen. Wir hatten Bücher und lasen am Abend oft darin. Das ärgerte alle, die Gesellen und den Meister. Wenn es noch Mäubergeschichten gewesen wären oder so was, was die Gesellen auch interessierte, aber wir lasen Bücher von einem gewissen Schiller, einem gewissen Humboldt, einem Feuchtersleben, einem gewissen Schopenhauer und dergleichen. Wir beide lasen das und suchten darin. Der Meister sagte, wir hätten verfluchte Skaprizen im Kopf; vielleicht hatte er Recht, jedenfalls sagte er oft, daß wir nie anständige Gesellen abgeben würden usw. Aber in diesen Tagen sagte er schon gar nichts mehr. Er suchte auf die Wanzen, die seien an allem schuld. Wir beide aber wurden in diesen Tagen Freunde und dachten nicht viel an den Meister und seine Arbeiten und Sorgen.

E einmal saßen wir am Abend zusammen im Zimmer oben. Ich wollte Rechenaufgaben für die Handwerkerschule machen, und der Franz saß am Fenster nach dem Garten hin und wollte lesen. Ich rechnete nicht, und der Franz las nicht. Es wurde Nacht, wir zündeten kein Licht an. Sinnen in einem Baum sang eine Amsel, und langsam stieg die Dunkelheit aus der Tiefe. Immer höher kletterte sie gleichsam an den Bäumen hinauf, aber noch immer sah man die Wipfel schwanke und noch hoben sie sich scharf vom dunklen Himmel ab. Der Franz sah in sein Buch, als würde er lesen und merkte nicht, daß es inzwischen Nacht geworden. Ich sah auf ihn, und einmal stand ich auf. Er warte es, und jetzt wollte er wirklich lesen, und er stand nun auch auf und sagte:

„Zünde ein Licht an.“

Indessen wir nach Streichhölzern suchten, hingen von unten herauf die Klänge einer Zither.

Wir wußten, daß das von Minna war, und ich rührte mich nicht mehr, und Franz wandte sich nach dem Fenster und blieb dort stehen.

Da standen wir zwei mit einer großen Sehnsucht im Herzen, die wir nicht verstanden, nicht in Worte kleiden konnten und wollten, und jeder Ton von unten, der durch die stille Nacht den Weg hinauf fand in unser kleines Zimmer, war ein Ruf für uns, ein Lockruf, dem wir nicht folgen konnten. Keiner rührte sich. Eine Volksweise erklang; jeder lebte sie in der Stille mit, und keiner rührte sich. Die Zither schwieg. Sie fing von neuem an, wir

standen wie zuvor. So viel Erleben und gar kein Erlebnis. Wir standen lange. Wir hörten das dritte und das vierte Lied. Eine lustige Weise erklang von unten, und wir wurden nicht lustig; wir wurden trauriger. Da, mit einem Mal klopfte es an die Tür. Wir erschrafen alle beide, und ich rief „Herein!“ und suchte Streichhölzer. Die Tür ging auf, und es war zuerst ein Licht sichtbar und dann die alte Magd. Sie sah uns etwas eigentümlich an, sagte aber dann: „Die Frau Wörner lasse uns sagen, wenn wir Lust hätten, herunter zu kommen ins hintere Zimmer, seien wir freundlichst eingeladen.“ Sie blieb stehen und wartete auf die Antwort. Kurz sagte Franz: „Wir kommen,“ und die Magd ging.

Als jene die Tür geschlossen hatte, griff ich gleich nach Streichhölzern, die ich jetzt auf dem Tisch liegen gesehen hatte und machte Licht. Franz stand noch da; er zitterte vor Aufregung. Als er merkte, daß ich das sah, drehte er sich rasch weg und sagte:

„Ich komme nicht mit.“

Ich überredete ihn, und wir gingen beide hinunter in das hintere Zimmer. Minna hörte auf zu spielen, als wir eintraten, und man begrüßte uns freundlichst wie anständige, erwachsene Menschen. Man sprach mit uns. Wir sprachen wenig. Ich antwortete nichts, da Franz der Ältere war und die Fragen meist so gestellt waren, daß sie dem einen wie dem anderen galt.

Auch Minna sprach mit uns. Freundlich sprach sie, sehr freundlich, vielleicht sprach sie nie anders, wir aber saßen das anders auf.

Minna spielte. Man gab uns auch Wein wie den anderen. Man behandelte uns wie jeden anderen; es waren einige Stammgäste da, die man so als halbe Familienglieder ansah, und die Familienglieder.

Kurz vor Witternacht gingen wir in unser Zimmer. Wir waren zwei glückliche Menschen. Jeder hatte so viel zu sagen, aber wir sagten es uns nicht. Wir hätten es jemand anders sagen mögen, vielleicht der Minna, die wir für unser Glück verantwortlich machten, jeder für sich im stillen.

Die Nacht, die ganze Nacht schlief Franz nicht. Ich wußte das, denn auch ich schlief nicht, und lange ehe es Zeit war, standen wir auf und gingen hinaus in die Werkstatt. Wir waren frisch zur Arbeit, obwohl wir nicht geschlafen hatten. Wir erzählten niemand von unserem stillen Glück, man hätte uns ausgelacht. Das wäre nicht so schlimm gewesen, aber wir hätten den Namen Minna Wörner aus unflätigem Munde zu hören bekommen, und das hätte keiner von uns beiden ertragen.

Für mich hatte der Gedanke an das Mädchen etwas Befreiendes, und wenn ich draußen gewesen wäre im Wald oder auf dem Felde, dann hätte ich hinausgejubelt.

Warum?

Damals wußte ich das nicht, und ich dachte auch nicht darüber nach. Einfach das Wort Liebe zu Hilfe zu nehmen als Erklärung, wäre falsch. Es hätte vermutlich irgendein anderes Mädchen, das mir ebenso begegnet wäre, dasselbe Empfinden ausgekostet.

Ich hatte das Bedürfnis, dem Franz zu sagen, wie froh ich war, und ich ging in der Pause am Mittag zu ihm.

Er saß im Hofe auf einem Handwagen. Als ich aber bei ihm war, wußte ich nicht, was ich ihm sagen wollte. Ich sah auch, daß er in ganz anderer Stimmung war. Mir schien jetzt daß meine freundliche Laune ihm kein Vergnügen machte, und ich ging wieder mit der Ueberzeugung, daß er innerlich ganz anders zu ihr stand als ich.

Am Abend kam der Franz nicht mit mir auf das Zimmer. Ich saß am Fenster und horchte hinaus in die Nacht und hinunter in den

Garten. Als es einmal ganz still war und schon finstere Nacht, meinte ich da unten etwas zu hören.

Verstohlen schlich ich mich hinunter. Es sah mich niemand, und ich ging hinaus in den Garten, vorsichtig, und da sah ich auch jemand stehen bei einem Baum, aber es war nicht der Franz. Ich schlich mich näher hin und ganz nah, und da kam wie zufällig aus dem Hause ein blasser Lichtschein, und da erkannte ich sie. Es war Minna, und sie stand ruhig an den Baum gelehnt und sah hinüber, wo das Fenster meines Zimmers war.

Ich erschrak, und ich stand lange da. Ich hörte mein Herz klopfen und fühlte seinen Schlag in den Gliedern. Einmal dachte ich, ich zu ihr gehen sollte, aber da fiel mir ein, wie unangenehm ihr das sein mußte, und ich schlich mich stiller und vorsichtiger davon, als ich gekommen war. Jetzt war Franz droben.

Es fragte keiner den anderen über seinen Verbleib. Ich zündete Licht an, und wir saßen noch lange über Büchern, die wir nicht lasen. Manchmal wollte ich es ihm sagen, wenn ich da unten getroffen hatte, aber ich befaß mich jedesmal wieder, und er hat es nie erfahren.

Franz wurde in den folgenden Tagen zu mir immer unfreundlicher. Ich glaube, er ging so weit, mich zu hassen; er sprach nicht mehr mit mir oder mir, was sein mußte in der Werkstatt. Er sprach allerdings mit anderen auch nicht viel.

E einmal saßen wir wieder in unserem Zimmer am Abend und horchten hinaus in die Nacht. Franz saß am Fenster, und ich am nahen Tisch über einem Stuhl für die Handwerkerschule. Unten war es heute merkwürdig lebendig; man hörte aus dem hinteren Zimmer lachen und reden. Man hörte die Gläser zusammenklingen, und man hörte, wie Reden gehalten wurden, aber man verstand nichts. Zonst, wenn es so fröhlich herging unten, hörte man nichts als die Minna lachen, und jedesmal spielte sie Zither. In diesem Abend hörte man nichts von der Minna, nur einmal hörte man die Zither. Sie fing an das Lied zu spielen:

Am Rosenbügel, da hob ich mich empor,
Als ich in düst're Träume mich verlor,
Und seufzend blickte ich der Wellen Säum
Das Leben ist ja nur ein Traum.

Aber die Zither brach, mit einem stillen Seufzer gleichsam, in der Mitte der dritten Zeile ab, und man hörte sie nicht mehr an diesem Abend. Das war merkwürdig, und wir beide dachten darüber nach. Aber bald klangen unten wieder die Gläser zusammen, und man lachte.

Jetzt klopfte es an die Tür.

„Herein!“

Die Magd kam, und auf einem Teller brachte sie zwei Gläser Wein und auf einem anderen zwei Stücken Torten.

„Weil die Minna heute Verlobung feiert. Die Frau schickt Euch das.“

Die alte Magd mag erlauft gewesen sein über unsere geringe Dankbarkeit. Ich weiß es nicht, welches Gesicht ich machte.

*

Der Franz ging fort.

Den Wein goß ich weg, es durfte es doch niemand merken, und die Torten hob ich noch lange auf zur Erinnerung an Minnas Verlobung.

*

Was aus dem Franz geworden ist, weiß ich nicht. Er sprach in den nächsten Wochen mit niemand mehr. Und als er ausgelernt hatte, ging er nach Amerika.

Auch von Minna habe ich nichts mehr gehört. Wir wurden bald im „Elefanten“ unterquartiert, und ich hörte noch zufällig davon, daß sie verheiratet sei, weiter nichts. —

Höchstes Gebot.

Hab Achtung vor dem Menschenbild,
Und denke, daß, wie auch verborgen,
Darin für irgend einen Morgen
Der Keim zu allem Höchsten schwillt!

Hab Achtung vor dem Menschenbild,
Und denke, daß, wie tief er stecke,
Ein Hauch des Lebens, der ihn wecke,
Vielleicht aus deiner Seele quillt!

Hab Achtung vor dem Menschenbild!
Die Ewigkeit hat eine Stunde,
Wo jegliches dir eine Wunde,
Und, wenn nicht dir, ein Sehnen stillt!

Hebbel.

Auf der Barrikade. Unser Bild frischt die Erinnerung an jene unvergeßlichen Tage auf, da die Pariser Arbeiterschaft in den letzten Tagen der Kommune auf Leben und Tod mit der blutigen Soldateska der Versailler rang. Unter den proletarischen Kämpfern standen die Frauen, wie unser Bild andeutet, nicht in letzter Linie „ihren Mann“. Tausende von Frauen haben mit todesmutiger Aufopferung an den Barrikadenkämpfen der „blutigen Woche“ im Mai 1871 teilgenommen und sind zum Teil auch in den Tod, sei es im Kampf, sei es durch standrechtlichen Mord, den Männern mit leuchtendem Beispiel vorgegangen. In den Tagen, als die Versailler ihren Machedurst in Strömen von Blut stillten, schrieb z. B. der Korrespondent der Londoner „Daily News“: „Ich sah ein junges Mädchen, als Nationalgardistin gekleidet, erhobenen Hauptes unter einem Zug Gefangener gehen, die die Augen gesenkt hielten. Diese hohe Frauengestalt mit langem, blondem Haar, das ihr über die Schultern walle, bot mit ihrem Blick aller Welt Trost. Die Menge überhäufte sie mit Beschimpfungen, sie zuckte nicht mit der Wimper und beschämte die Männer durch ihren Stoicismus. Wenn das französische Volk nur aus Frauen bestände, welche ein furchtbares Volk wäre das!“ Die Bourgeoispreffe und -geschichtschreibung hat den historischen Sachverhalt dadurch zu entstellen versucht, daß sie die revolutionären Kämpferinnen der Kommune in der niederträchtigsten Weise mit Schmutz beworfen, sie als verrohte Furien dargestellt hat, die sich als „Petroleusen“ usw. betätigt hätten. Diese Lügenmärchen sind nun heute gegenüber der geschichtlichen Wahrheit nicht mehr zu behaupten. Die Tatsachen reden allzu laut von dem reinen Heldenmut der Pariserinnen der Kommune. Sie fühlten und kämpften mit ihren Blutsverwandten, ihren Vätern, Männern, Kindern, die dem Bleihagel der „Ordnungsarmee“ die Brust boten. Auf der Mairie des 10. Arrondissements hefteten die Frauen eine Proklamation an, worin es hieß: „Es gilt zu siegen oder zu sterben. Ihr, die ihr sagt: Was kümmert mich der Triumph unserer Sache, wenn ich meine Lieben verlieren muß, wißt, daß es nur ein Mittel gibt, eure Lieben zu retten — wenn ihr euch selbst in den Kampf werft.“ Zu Tausenden haben die Pariser Frauen das getan. Es gab Barrikaden, die ausschließlich oder wenigstens vornehmlich von Frauen verteidigt wurden. So erzählt Louise Michel von der Barrikade auf der Place Blanche, die von Frauen errichtet und gehalten wurde. „Sie haben ausgehalten bis zum Tode“, sagt die „rote Jungfrau“ darüber. Dombrowski, der wackere militärische Leiter der Kommune, fiel in der Nähe dieser Frauenbarrikade. Er kam da vorbei, traurig — den Tod suchend, wie Louise Michel sagt: „Alles verloren!“ — sagte er zu mir. „Nein! Nein!“ antwortete ich. Da streckte er mir beide Hände hin.“ Wenige Schritte weiter wurde Dombrowski tödlich verwundet. Als er vorbeikam — sterbend, auf einer Tragbahre —, waren nur noch sieben auf der Barrikade der Place Blanche. Bald waren es bloß noch drei. Louise Michel hielt die Mitte. Plötzlich marschierten Nationalgarden an. Die Barrikade stellte das Feuer ein. Louise Michel rief den vermeinten Freunden zu: „Stoßt zu uns, wir sind nur mehr drei hier!“ Im selben Augenblick wurde ich gepackt, in die Höhe gehoben und in den Graben der Barrikade geschleudert, als ob man mich totschlagen wollte. Und das wollte man auch! Die vermeintlichen Nationalgarden waren verkleidete Versailler! . . .“ Sie hat dann, durch Zufall dem Tode entgangen, den unzählige andere Streiterinnen der Kommune erduldet — im Kampf oder auf den Standrechtsmordstätten — eine furcht-

bare Zeit im Bagno und in Neu-Kaledonien zugebracht — gleich so vielen anderen Märtyrerinnen der Kommune. Den Klopferschlägen der Bourgeoisie sind sie immer noch die „Petroleusen“, aber in den Herzen der Arbeiterklasse sind sie, mit Marx zu sprechen, „eingeschreint“, mit allen anderen Helden der großen Tragödie von 1871.

Zoll- und Marktfreiheit in der Vergangenheit. Die Verleihung von Zoll und Marktfreiheit war anfänglich ein Megal des Kaisers. Von ihm verschafften sich die handeltreibenden Städte, oft unter großen Opfern, den zollfreien Zutritt ihrer Bürger zu fremden Messen und Märkten. Unter Kaiser Karl IV. und durch dessen Vermittlung erkauften sich z. B. die Städte Prag, Breslau, Stottau i. Böhmen, Sulzbach i. Bayern, die Freiheit vom Frankfurter Brückenzoll um 300 fl. Auch andere Städte und Klöster erlangten im Laufe der Zeit die Frankfurter Zoll- und Marktfreiheit, z. B. Speyer, Köln, Straßburg (seit 1280), Aachen, Gelnhausen, Eger usw. Bei den einen war dies durch eine einmalige Abgabe geschehen, andere mußten sich jedoch diese Freiheit vom Rate der freien Reichsstadt Frankfurt alljährlich durch Darreichung symbolischer und oft recht merkwürdiger Gaben, unter seit altersher üblichen Zeremonien neu erkaufen, sollte die gewährte Zollfreiheit nicht verloren gehen. Das seit 1228 zollfreie Kloster Arnstorf z. B. gab dem Schullehrer, dem ehemaligen Vertreter des Kaisers, ein paar Stiefeln sowie einen Käse, ebenso erhielt jeder Schöffe einen Käse. Kloster Ammerbach gab für die zwei stattfindenden Messen einmal eine Kiste Hafermehl und einen Kuchen von Weizenmehl, das anderemal ebenfalls eine Kiste Hafermehl und einen gewürzten Kuchen. Die Markthaus zu Mainz reichte ein paar Fischen oder Fleden (eine Semmelart), Kloster Erbach ¼ Wein, die Johanniter zu Höchst 10 Bröden, jedes 6 Pfennige Wertes.

Mit besonders großen Feierlichkeiten mußten die Städte Nürnberg, Worms und Bamberg (doch nur die Bürger von Altbamberg waren zollfrei, diejenige der Neustadt nicht, die in der bischöflichen Immunität wohnenden Bürger zahlten ½ Zoll) alljährlich ihre Zollfreiheit erkaufen. Es wurde diese übliche Ueberreichung der Gaben, gewöhnlich dem Tage vor Beginn der Herbstmesse, zu einem förmlichen Volksfeste und erhielt dieses, da die Gesandten einer jeden Stadt unter Vortritt der eigens von Nürnberg mitgebrachten Pfeffer und unter den Klängen eines für jede Stadt seit Jahrhunderten üblichen Marsches zum Rathaus zogen, den sonderbaren Namen: Das Pfeffergericht. Die Pfeffer spielten dabei im Laufe der Zeit auch wirklich eine große Rolle. Bis 1552 hatte jede Stadt selbst ihre Pfeffer zum vorgeschriebenen Aufzuge mitgebracht. In diesem Jahre aber versuchten die drei Städte, die kostspieligen Pfeffer zu Hause zu lassen. Aber so sehr hing das Mittelalter an Herkommen und Ueberlieferung, daß der Frankfurter Rat es entschieden ablehnte, die Abgaben für die Zollfreiheit ohne mitgebrachte und vorgeschriebene Pfeffer entgegenzunehmen. 1608 versuchten es die Städte abermals, indem sie Frankfurter Pfeffer voranschreiten ließen, aber auch diesmal verhielt sich der Rat von Frankfurt ablehnend. So mußte in der Folge Nürnberg die Pfeffer mitbringen, ein Späß, für den die Stadt Worms anteilig 25 fl. zahlen mußte. Als Gegenleistung für die erbetene Zollfreiheit überreichten die Vertreter der drei Städte, jede besonders in feierlicher Audienz, außer 1 Goldgulden und 1 silbernen Naderalbus, 1 weißes Stäbchen (als Hoheitszeichen und Gesandtenlegitimation), 2 weiße Handschuhe (der Handschuh im Mittelalter als Zeichen der Königshoheit) und 1 weißen hölzernen Becher, enthaltend 1 Pfund Pfeffer. Worms gab außerdem für sich allein noch einen weißen Wiberhut, der jedoch alljährlich mit 1 Goldgulden wieder ausgelöst wurde.

Mit diesen Abgaben erkaufen die Städte für ihre Bürger die zollfreie Wareneinfuhr während der Dauer der Messen. Da die mittelalterlichen Meßabgaben an sich recht hohe waren, war dies eine große Konkurrenz erleichterung. In Frankfurt mußte außer dem städtischen Zolle jeder fremde Kaufmann für jede Messe 6 alte Heller Standgeld zahlen, ganz gleich, ob der Stand bedacht oder unbedacht war. Für jeden Zentner mitgebrachte Ware waren 3 alte Heller Lagergeld zu zahlen. Dazu kam noch für jeden verkauften Zentner 6 alte Heller Verkaufsprovision, die die Stadt erhob, ganz gleich, ob der Käufer ein Bürger oder ein Fremder war.

Die Zoll- und Marktfreiheit zwischen Frankfurt und Nürnberg war eine gegenseitige, die auch mit den gleichen Gaben ausgelöst wurde. Nur scheinen die Frankfurter nicht alljährlich die Freiheit in Nürnberg nachgesucht zu haben. Im städtischen Rechnungsbuche von Frankfurt findet sich 1384 folgende Eintragung: „3 gulden Syben von Schornsdorf, als he von dren (3) Jahren zu Nurenberg von

der stede wegen da gegeben hatte vor pfeffer, hent schuhe, eynen becher und eynen stab.“

Für die einzelnen Städte mußte die alljährliche Neuerkaufung der verschiedenen Zollfreiheiten eine überaus hohe Ausgabe sein. Denn Nürnberg gab allein außer an Frankfurt für Zollfreiheit nach Straßburg 1 Meißschwert, 2 linke Fellenhandschuhe, 1 weißes Stäbchen, 1 Sonnenkrone (Goldstück), nach Brüssel: 1 langes Schwert, 1 Päcklein Nadeln und 10 Goldgulden. Nach Mittellich: 1 langes Schwert, 1 Päcklein Nadeln und nach Köln: 2 rechte Fellenhandschuhe, 2 Goldgulden und 3/2 Meißstücke (Silbermünzen). —

Kleiderordnungen. Ungleich stärker drängte auf die mittelalterliche Staatsgewalt in alle öffentlichen und privaten Verhältnisse der Gesamtbevölkerung, als wir dies heutzutage gewohnt sind, wo doch die Klagen über staatliche und politische Bevormundung nicht abreißen. Wie Aufstellungen und Wettgehen, wie Arbeitszeit und Löhne jedem Bürger und Bewohner auf das peinlichste und genaueste vorgezeichnet, so war dies auch mit der Kleidung. Regierung, Bürgermeister und Rat klagten damals auf das gewissenhafteste aus, wer von den Bürgern Samt und Seide, wer Wolle und wer Zwilling tragen sollte, wer Ringe und wer Schmuck anzulegen berechtigt war. Um einem öffentlichen Luxus zu steuern, schrieb die Obrigkeit vor, wie hoch und aus welchem Stoffe eine Haube sein sollte und welche Frau sich noch Aufschläge zu ihrer Haube machen lassen durfte. Da man damals einmal beim Neglementieren war, so reglementierte man das Bürgertum auch auf Gebieten, die mit Luxus absolut nichts zu tun hatten. So wurde in Zürich 1701 den Mannespersonen das Pudrieren und unanständige Kasieren der Stirnhaare verboten. Perücken und falsche Haare waren nur in dem Falle gestattet, daß „einer keine Haare pflanzen könne“. Ganz weiße Perücken waren aus irgendeinem Grunde überhaupt verboten. Auch den Frauen war das Kasieren ihrer Stirnhaare nicht erlaubt, ebenso wenig wie das Tragen von Seidengürteln, 1706 verbot man den Männern braunwollene, wie alle seidenen Franzosen, auch vergoldete Mägel an den Regenschirmen, den Frauen das Tragen von Fächern innerhalb der städtischen Festungswerte, wie auch die Benutzung von seidenen Sonnenschirmen.

Wie wenig derartige Verfügungen aber schon in damaliger Zeit nützen, beweisen uns die noch vorhandenen Strafverfügungen der Züricher Sittlichkeitskommission. Es heißt da z. B.: „Herrn Hauptmanns Hirzels Töchterchen wegen eines schwarzen tafetenen, neumodischen Hüftgürtels und eines Halsstüches mit ausgeschnittenen tafetenen Spitzen = 8 Pfund (Heller); — Herrn Melchior Rönns Magd wegen Tragens weißer Spitzen in der Kirche = 6 Bagen; — Herrn Lavaters Frau im Antistitium wegen großer Manschetten in der Kirche = 3 Pfund; — Herrn Parzer Schmutz sel. Tochter wegen Manschetten mit ausgelassenen Säumen = 3 Pfund; — Matthias Hofmeister, Studiosus, wegen eines Halsmändelis, großen Kragens, großen Pelzschlautes, langen Mantels und gefärbter Hosen = 4 Pfund; — Herrn Bodmers, im Windegg, Magd wegen einer köstlichen Haarnadel und eines gestrichelten Modes in der Kirche = 1 Pfund; — 2 Jungfern Engelfried auf der großen Hofstatt wegen seidener Schöpl, Bodenkappen mit „eggeff“ großen Buschen, weißen Schuhen und Beschauens der Leichenbegängnisse = 10 Pfund; — eine Dienstmagd wegen einer „dollen“ Bodenkappe mit Wändern und bedenen Halsstüche bis „schier“ auf die Knie = 1 Pfund; — Grämpler Essingers Frau wegen eines schmutzigen Schöplis = 1 Pfund; — der Antsknecht beim Frauenmünster wegen einer pudrierten Perücke und sonst hoffärtigen Wesens = 2 Pfund; — Herr Capitainlieutenant Werdmüller wegen Tragens eines Hutes zur hl. Taufe = 20 Bagen; — Herr Landvogt Lochmann wegen Reitens über die Brücke mit charmierten Roßgerüst von Gold = 10 Pfund; — Herrn Bernwarder Wirzen Sohn wegen Spazierens auf der Brücke mit weißen Handschuhen, Stock und großer Perücke = 2 Pfund; — Herrn Doktors Muralls Tochter, Herrn Oberpfarrers 2 Töchter und noch 3 andere Jungfern wegen starker Entblößung um den Hals, krauser Locken und Kröscheln unter dem Gürtel, eine jede 12 Pfund; — Herr von Muralt wegen Tragens eines diamantenen Ringes in Bad Schinznach = 50 Pfund. a. d.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!



Ein Menzel-Bild. Mit derselben Fähigkeit, mit der sich Menzel aus kleinen Anfängen — der Vater war Lithograph, der Sohn half ihm in der Werkstatt — zu einem Künstler entwickelte, der in der ganzen Kunstgeschichte unseres Jahrhunderts verzeichnet dasteht, mit derselben Fähigkeit hat Menzel auch das Gebiet des Stofflichen immer mehr erweitert und so allmählich das Leben der Gegenwart in unbefangener, wie künstlerischer Weise in die Kunst einbezogen.

1845 gab es in Berlin eine Ausstellung von Werken des Engländers Constable zu sehen. Die englische Kunst hatte sich immer mehr an das Leben gehalten und namentlich im Porträt und in der Landschaft Vorzügliches geleistet. Als daher die ganzen, eigenempfindlichen kleinen Landschaften von Constable in Berlin auftraten, gab es ein Aufsehen. Der Engländer zeigte zugleich, worauf es in der Malerei ankommt: auf die Probleme des Lichts und der Luft; die studierte er in diesen unaufälligen Landschaften. Jene Ausstellung hat Menzel gesehen. Seitdem beginnt für ihn ein neuer Weg. Die Wirklichkeit wurde sein Vorbild. Vorgänge, Bewegungen rasch und getreu zu erfassen, das Spiel des Lichts, die wechselnden Erscheinungen der Luft, das Hin und Her des Lebens, das so reich an vorüberstulender Schönheit sein kann, wenn man es recht beobachtet, das ist sein Streben. Menzel geht ins Freie; er malt sonnendurchglühte Alleen; er malt Innenräume, die von Licht durchflutet sind; er malt den Eisenbahnzug, der, von Wolken eingehüllt, durch die Ebene dampft. Heberall ist der Künstler unbefangener, echt und frisch. Mit dieser künstlerischen Unbefangener kam er dahin, ein ganz neues Gebiet zu erobern: die Welt der Arbeiter. Er ist derjenige gewesen, der in Deutschland im Jahre 1875 das erste, deutsche Arbeiterbild schuf: das Eisenwalzwerk, in dem er einen bedeutenden Stoff mit rücksichtslosem Ernst und künstlerischem Gelinge gestaltete. So etwas war damals unerhört und noch jetzt ist das Werk ein Markstein.

Zu diesem Werk führen eine Reihe von Vorarbeiten hin, in denen Menzel das reiche Stoffgebiet des modernen Lebens in unbefangener Weise festhielt und in Skizzen voller Frische und Unmittelbarkeit das Gesehene bewahrte. Gerade diese Bilder sind das bedeutendste, was Menzel gegeben; sie stehen womöglich noch höher als das Eisenwalzwerk.

Eine schöne Probe davon gibt uns das Bild: „Schleiferei in einer Landtschmiede“. Der ganze Raum — man sieht das noch in der Abbildung — ist von Licht durchflutet. In der Tür hellstes Licht, in dessen Schein undeutlich ein Bauer mit einem Pferd steht. Die beiden Personen vorn, der Junge und der Schmied, sind noch hell getroffen. Dann verliert sich das Licht in schwächeren Abtönungen über die Figuren des Vordergrundes hin. — Der Vorgang ist ganz unbefangener gesehen und wiedergegeben. Nichts ist da gestellt oder verschönt oder absichtlich gruppiert. Die einzelnen Gesichter und Gestalten sind realistisch getreu geschildert; jede Gestalt ein besonderer Charakter, voller Leben und Wahrheit in Stellung, Ausdruck und Gebärde. Der ganze Raum ist von Licht und Luft erfüllt. Leicht und locker ist die Malerei, die das Lebendige des Vorgangs prickelnd wiedergibt.

Mit Werken dieser Art steht Menzel an der Spitze der modernen deutschen Malerei. — ur.

Die Wiedererweckung der Landschaft in der Malerei des 19. Jahrhunderts ging von Frankreich aus. Es sind die feinen Landschaften der französischen Maler, die um 1860 herum das Gefühl für die Schönheiten der Natur wieder belebten und damit überhaupt der Unnatur in der Kunst eine andere Anschauung entgegenstellten. Mit ihnen begann die moderne Malerei, während man bis dahin in Romantik und Historie geschwehelt hatte. Im Gegensatz zu den großen, historischen Bildern malten sie kleine, unscheinbare, anspruchslose Bildchen. Aber diese kleinen Arbeiten bargen so viel Reize, daß sie noch jetzt uns Ueberraschungen sind. Nicht nur die Naturbetrachtung ist verblüffend, unbefangener und zart; die Wiedergabe, das Technische ist bewunderungswürdig subtil, in einer Zeit, in der man nur für knallige Effekte in der Malerei Sinn hatte.

Da sehen wir Diaz, der das Waldesdunkel so wundervoll malt. Sonne spielt herein. Die Farben der Stämme, des Bodens, der Zweige und Blätter, das alles funkelt und schimmert. Und doch ist alles durch einen tiefen, schweren Ton zusammengehalten; das gibt dem Ganzen die Ruhe, die Schönheit. Unter der alten Schablone regt sich das neue Farbenempfinden lebhaft und eigenwillig. Das alles ist zusammengeedrängt auf geringen Raum, aber trotz der Kleinheit wirken diese Bildchen groß.

Man denkt bei Diaz schon an Courbet, der später so kräftig und unbekümmert darauf los machte. Diese kleinen Werke kann man mit Juwelen vergleichen. Man braucht gar nicht an das Dargestellte denken, man sieht auf dunklem Grunde herrliche Farben aufleuchten, blühen und flimmern. Diese Bewegung in den Farben, dieses Leben ist einzig. Dann Daubigny, der sich die Holländer zum Vorbild genommen hat. Er malt mit kühleren Tönen, in glatterer Manier. Er liebt die grünen Wiesen und Ebenen, in denen ein Dorf mit roten Dächern farbiger aufsteht. Er liebt den großen, weiten Himmel, der sich über dieser Flachlandschaft unabschbar dehnt. Das alles malt er sauber, delikate. Corot ist ein zarter Lyriker. Er ist ganz anspruchlos in seinen Motiven. Ein Begrund, eine Note. Aber bei ihm ist das, was Daubigny fehlte, das Atmosphärische, die Luft. Corot malt die Lufterscheinungen, die die Dinge verändert erscheinen lassen, die Konturen auflösen. Er ist dabei von einer Parteilichkeit der Empfindung, die allen groben Effeiten schon aus dem Wege geht. Diese kleinen Räume, Sträucher und Hecken haben eine Schönheit, die gar nicht zu beschreiben ist. Sie scheinen zu zittern, sich im Winde zu bewegen, alles vibriert an ihnen, man fühlt, wie die Luft sie weich umspielt. Dabei verzichtet Corot fast ganz auf Farbe. Er beschränkt sich auf ganz wenig Mittel. Ein feines Grau, ein mattes Grün, das ist beinahe alles.

Sisley und Pissarro führen uns schon näher an die moderne Zeit heran. Sie bilden die Ueberleitung. Bei ihnen überwiegt das Technische. Sie überlegen sich, wie sie den lebendigen Reiz der Natur in aller Mannigfaltigkeit wiedergeben. Sie probieren. Das Experiment herrscht bei ihnen vor. Aber auch sie haben noch jene Sicherheit im Erfassen des Materischen, die trotz allen Versuchsens und Tastens bleibt. Sie sehen Strich neben Strich, behutsam, nervös. Sie sehen nicht mehr den großen, allgemeinen Eindruck; ihnen löst sich der Natureindruck in ein feines Spiel von Farben auf. Das Problem der wechselnden Lufterscheinungen tritt immer ausschlaggebender in den Vordergrund. In dieser leicht aufgelösten Manier malt Sisley eine Winterlandschaft in schönen, hellen Tönen und Pissarro die Straße einer Großstadt mit dem bunten Gewirre der Häuser, Menschen, Wagen und all dem bunten Leben, das solch eine Straße bietet. Das ist entscheidend: die Helligkeit aller Töne, während früher ein dunkles Braun, ein tiefes Grün bevorzugt wurde. Das Auge ist gelüftet geworden.

Monet gibt diesen Bestrebungen den monumentalen Abschluß. Monet kommt wieder aus dem Tüfteligen, Mühseligen heraus. Er kommt auch über das Momentane der Skizze hinaus. Er weiß die Natürlichkeit zu wahren und doch ruhig und groß und einfach zu wirken. Und dann betont er wieder den breiten, malerischen Eindruck. Seine Landschaften flimmern in der Schönheit des Lichts, das die Sonne spendet. Aber er sorgt zugleich dafür, daß ein Eindruck die Hauptsache ist. Etwa der prachtvolle Blick von einer Erhöhung am Strande, über ein Haus hinweg, über das Meer. Das Meer ist in einem herrlichen Grünblau hingestrichen; trotz aller Einzelheiten in den Tönen ein einheitlicher, großer Eindruck. Dieses Motiv ist japanisch. Wir finden auf japanischen Holzschnitten oft diesen Fernblick über das Meer dargestellt vom erhöhten Standpunkt aus, über ein Haus hinweg, das nur mit dem Dach sichtbar wird. Auf einem anderen Bilde, auf dem selber in grellem Licht leuchten, dienen die grünen Matten der dahinter ansteigenden Höhenzüge dazu, den Eindruck zu sammeln. Sie sind breit und malerisch hingestrichen mit einem wundervoll fallen Grün. Heberblicken wir das Ganze noch einmal, so sehen wir im Kleinen die Entwicklungsgeschichte der modernen Malerei in Frankreich, die für alle anderen Länder dann vorbildlich geworden ist. e. s.

Die Kunst der Araber steht zwischen dem Orient und dem Okzident. Als im Abendlande eine junge Kunst ganz primitiver Art im ersten Aufblühen begriffen war, starb im Orient eine alte Kunst, die byzantinische Kunst, ab. Im siebenten Jahrhundert eroberten die Araber die byzantinischen Reiche und in kurzer Zeit dehnte sich ihre Herrschaft von Tripolis bis nach Indien, vom indischen Ozean bis an den Kaukasus; und Arabien, Syrien und Palästina, Persien, Ägypten, Sizilien, Spanien und die Nordküste von Afrika bildeten das Reich des Islam.

Die Wüste war die Heimat dieses Nomadenvolks. Und es ist eigentümlich, daß sich das phantastisch-schweifende der Phantastie dieses Volkes herleiten läßt aus der Umgebung, aus dem Charakter des Landes. Das unübersehbare Plateau der Wüste, ohne Baum und Strauch; darüber der unendliche

Himmel mit dem glühenden Licht am Tage, den aufblühenden Sternen in der Nacht, all das führt die Sinne ins Schwankende, Unbegrenzte, und das Streben zum plastischen Erfassen der Dinge wird unterdrückt. Auch das unvermittelte Nebeneinander der fatalistischen Ergebnisse und der trunkenen Ekstase erklärt sich aus diesem Klima, das einmal drückend sich auf die Sinne legt, alles Wollen lähmt, und dann sie wieder anspricht zu ekstatischem Aufbegehren. Daß die Araber die plastische Kunst nicht pflegten und daß sie nichts an Plastik hinterlassen haben, das erklärt sich einmal aus dem Landescharakter, der monoton war, ohne scharfe Einzelgegenstände, nur unendliche Ebene, und ebenso aus der Religion, die jeden Wilderdienst streng verpönte. So blieb ihnen die Architektur.

Die Araber waren ein halb wildes Nomadenvolk, das das alte Kulturland des Orients in Besitz nahm. Die reise Kunst, die sie hier vorfanden, blendete sie. Soweit wie ihr Reich sich ausdehnte, bis zur Grenze Indiens und bis an den Skatolus und Arabien, Palästina, Syrien, Persien, Ägypten umfaßte, so viel Einflüsse im Künstlerischen waren sie ausgeübt. Kein Wunder, daß sie eine ruhige, überragende Einheit nicht schufen. Ihr Sinn war phantastisch, aber unruhig; ihre Phantastie ausschweifend, aber zugleich asketisch. In der Malerei stellten sie eine ihnen eigene Architekturform hin; ein Kuppelhaus mit Pfeilern und Säulen. Was besonders charakteristisch ist, das sind die kleinen Gemälselappen, die Nischen gleich, vortreten und den Deckengebilden der Stalaktitengrotten ähnlich, sich unzählig übereinander aufbauen. Sie füllen die Wölbung der Kuppeln; sie schmücken die Bogenbögen und ganze Decken bestehen aus solchen zierlichen Gebilden. Das verleiht der Architektur das Seltene, Phantastische. Farben sind reich verwendet. Ein wundervoller Reichtum von Motiven überspannt als Flächendekoration die Wände. In diesen beiden Momenten, der Architektur, der Ornamentik, hat die arabische Kunst ihr Eigentümliches gegeben. Der einzelne Gegenstand, der als Motiv genommen ist, wird genau ins Flächige, Dekorabile übertragen, aus Gips oder Stuck geformt und dient als Ausgangspunkt für ein unaufhörliches Spiel von Formen (Ranken und Blattwerk), das fein und zierlich wirkt und sich in den verschiedensten Schlingengewächsen umkränzt. Diesen phantastischen Heberfluß der Ornamente nennen wir seitdem Arabesken. Man glaubt ein ewiges Gaschen und Nischen zu sehen und doch überragt trotz der unzähligen Einzelformen der große, ruhige Gesamteindruck, der leppichähnlich, gobelinartig erscheint. Auch das Kunsthandwerk erhält dadurch eine staunenerregende Bereicherung der Formen, und speziell in der Füllung der Flächen sind die Araber auch hier bewunderungswürdig tätig gewesen. In Spanien fand diese Kunst bei den Mauren die reifste Ausbildung. Die Moschee zu Cordoba, eine mächtige Halle aus zehn Säulenreihen bestehend, mit sich phantastisch nach oben verschlingenden Gewölben, mit feinstem Ornamentik an den Wänden, Mosaiken und Vergoldung, ist mit ihren 850 Säulen ein Dokument dieser Kunst. Die Feste der Alhambra in Granada und der anschließende Palast, Bauwerke, die mit ihren Höfen, Säulenhallen, Wasserbassins, Nischen und Ausblicken, mit dem reichen Schmuck der Stalaktitengruppen, dem Löwenhof in schwarzem Marmor, den Säulen und Säulchen und Springbrunnen, den bunten Ornamenten, die alles mit einem wunderbaren Spiel der Farben überziehen (so streng organisch die ganze Anlage ist, so zierlich ist alles gegliedert und aufgelöst), wie ein Märchen wirken, sind ein bleibendes Denkmal dieser künstlerischen Bestrebungen, deren phantastische Reize wir noch jetzt in Indiens Kunst verspüren.

So reich und überladen diese Architektur im Innern war, so schmucklos streng und einfach ist das Äußere, die Fassade. Und so ist diese Architektur ein getreues Abbild des Charakters des Arabers, bei dem Askese und Ekstase, Monotonie und reiche Phantastik, Starchheit neben glühendem Leben liegen. Und so haben es die Araber verstanden, die alten Formen der indischen, ägyptischen und byzantinischen Kunst, die sich noch als lebenskräftig erwiesen, in einer phantastischen Vereinigung zu neuem Sein zu erwecken, das trotz der Anlehnung im einzelnen, die eigenartige Prägung einer Neuschöpfung im ganzen tragen. — t. r.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Das Schipp geht.

Szenen aus dem Leben der Hafnarbeiter. Von H. Möller.

Nur vor Weihnachten im Hamburger Hafen. In jedem Morgen stehen Arbeitslose vor den Reparaturwerkstätten am Dock. In der Tischlerei wird eingestellt. Ein schwächliches Männchen, das wohl schon lange arbeitslos war, ist so glücklich, mitgenommen zu werden. Keiner kennt den neuen Kollegen. Er sieht aus, als ob er niemals froh gewesen sei. In der Frühstückspause fragt er schüchtern, ob wohl Aussicht sei, daß die Neuen bis nach Weihnachten Arbeit hätten. Gutwillig antwortet ihm einer: „Nutmeter warst Du hier so leicht nicht. Du müßt bloß den Ohlen kein Antwort geben, wenn bei schimpfen dreht; im Dem müßt Di nicht verbliffen looten.“

Und er hat sich doch verbliffen lassen.

Im Hansahafen liegt der Schnelldampfer „Fürst Bismarck“, um gründlich repariert zu werden. Nur einmal im Jahre, im Winter, kommen die Schnelldampfer nach Hamburg. In der übrigen Zeit fahren sie bloß bis Brunsbüttel. Die Passagiere werden mit Extrazügen von dort nach Hamburg gebracht. Der große Seeschlepper Hansa bringt Leichterfahrzeuge und Hunderte von Arbeitern herunter. In wilder Eile wird gelöscht, neu geladen, und die aller notwendigste Reparatur vorgenommen. Kein Arbeiter darf beim nach Hamburg. Jeder muß zusehen, wie er die Nächte drunten auf der Unterelbe zubringt. Endlich, im Winter, kommen die großen Masten der Reibe nach auf einige Wochen nach Hamburg, um aufzuliegen, d. h. gründlich ausgebessert zu werden. Fieberhafte Tätigkeit wird dann entfaltet. Neue Arbeiter werden eingestellt, aber lange nicht genug. Es könnten nicht so viele eingestellt werden, als in solcher Zeit erforderlich wären, denn die Maschinen in den Werkstätten müssen ja der Schiffsmanufaktur alles Material erst zurichten. Maschinen kann man aber nicht wie Arbeiter nach Bedarf einstellen und entlassen.

Nun soll der „Bismarck“ fertig werden. Drei Viertel des Personals aus der Tischlerei ist auf ihn beschäftigt. Aber am Petersenkai liegt die „Hungaria“. Auch sie hat viel Tischlerarbeit nötig. Und so geht. Morgen kurz vor Mittag soll sie in See gehen.

In der Tischlerei tobt der Meister wie ein Wahnsinniger. Einer der Neuen schreit er an: „Wenn Se da sich schneller maaken können, smiet id „Schnes rut“. Unwillig brummt dieser einige Worte in den Bart. Da jagt der Alte nichts mehr, aber am Abend hat der Mann seinen Entlassungsschein. Mit dem Schwächlichen hatte er zusammen angefangen. Als der von der Entlassung des Kollegen hört, packt ihn die Angst. Unruhig wälzt er sich nachts auf dem Lager. Im Schlafe hört er die Stimme des Meisters: „Man tau, man tau! een beten fir, jonst möt id Se rutsmieten! Dat Schipp geht!“ Dann sieht er wieder die bleichen Gesichter von Frau und Kindern. Bei seinem Erwachen aus unruhigem Schlafe ist er wie zer schlagen. Schläfrig legt er den weiten Weg von seiner Wohnung nach dem Baumwall zurück, um mit dem Fährdampfer nach dem Grassbrook an die Arbeit zu fahren. Kaum ist drüben das Pfeifensignal, das zum Anfang ruft, verklungen, da beginnt der Spektakel von gestern wieder. Der Vice (Vorarbeiter) drängt, der Meister schreit. Den Schwächlichen haben sie noch nicht angeschrien. Er arbeitet aus Leibeskraften. Keuchend schleppt er sein Holz die eiserne Treppe hinunter ins Barterre, in den Maschinenraum, um es dort an der Kreissäge zurechtzschneiden zu lassen. Die Kreissäge bedient ein „alter“ Mann, der nicht mehr leicht aus der Fassung gerät. Trotz des Wintermorgens treibt's ihm den Schweiß aus allen Poren. Drei, vier Mann stehen um ihn herum. Jeder will sein Holz schnell geschnitten

haben, damit er oben nicht angeranzt wird wegen zu langen Fortbleibens. Einer ist mit dem Schlepddampfer vom Petersenkai gekommen. Er will sofort zurück. Der Schlepper, der die Verbindung zwischen Kai und Werkstätte vermittelt, fährt nur alle Stunden. Kommt der Mann diesmal nicht mit, so kommt er mit einer ganzen Stunde Verspätung am Kai an und ein fürchterliches Donnerwetter seitens des Bizen erwartet ihn. Dazu liegen auch noch Schiffe oben am Kai, die „verholt“ werden sollen. (Verholen d. i. Wegschleppen des Schiffes an einen anderen Platz. Von der Kaimauer an die Pfähle mitten im Wasser, oder von den Pfählen an die Mauer, zum großen Krabben, ins Dock usw.) Wenn der Schlepper, der den Fährdienst hat, beim Verholen helfen muß, dann kommt er wohl in den nächsten drei Stunden gar nicht zurück. Schließlich wird gar noch „sein Schiff“, die „Hungaria“ selbst, verholt. Eben lag sie noch an der Mauer, aber die Mauer ist voll besetzt und die „Marfomania“ soll doch auch an die Mauer. Um Platz zu gewinnen, wird womöglich die

Schlummerlied im Herbst.

Die ganze Welt geht schlafen,
Das große Bett ist aufgestellt,
Die Federn sind geschüttelt
Und tüchtig durchgerüttelt,
Daß es nur warm und wohlighält.

Die ganze Welt geht schlafen.
Die Sonne hat sich müdgelacht,
So müd sind ihre Augen,
Sie blinzeln nur und taugen
Zu einem letzten „Gute Nacht!“

Die ganze Welt geht schlafen.
Ihr Atem geht so leis und lind,
Muß schöne Dinge träumen
Vom Lenz und grünen Bäumen,
Nun schlaf auch du, mein großes Kind!

Leo Heller.

„Hungaria“ während der letzten Stunden vor ihrer Abreise noch an die Pfähle gelegt. Dann kann er lange rufen, bis ein Boot ihn mit seinen „Stramstücken“ herüberholt. Das alles sucht der Abgesandte vom Kai dem Säger auseinander zu setzen, um ihm zu beweisen, wie eilig er es habe. Ach, der weiß es ohnehin. Seufzend wischt er sich mit dem Hemdärmel den Schweiß von der Stirne und meint achselzuckend: „Tja, oll Seel, voneensniten kann ich mi nich.“

Allerdings, sich in zwei Hälften teilen und jede Hälfte arbeiten lassen, das kann er nicht. Das verlangen auch die Umstehenden nicht. Jeder will nur zuerst abgefertigt sein und meint, die anderen hätten Zeit. Er versteht nicht, daß der Säger das nicht einsehen kann.

Endlich sind sie doch alle befriedigt, nur der Schwächliche steht noch da mit seinem Holz. Der Säger will eigentlich jetzt die Maschine stoppen. In einigen Minuten ist Frühstück. Sich bis dahin an der stillstehenden Säge zu schaffen machen, um zu verpuffen, das war nach der wilden Jagd dieses Morgens eigentlich jetzt seine Absicht. Aber der Schwächliche dauert ihn. Der steht schon so lange da, und er will nicht schuld sein, daß ein Neuer angeranzt oder gar entlassen wird. So läßt er denn die Säge noch einmal laufen. Der Schwächliche sieht zu, wie die glänzende Scheibe sein Holz zertrennt. Der Säger verrichtet die Arbeit allein, nichts hat der andere

dabei zu tun, nicht einmal festzuhalten, denn es sind nur kurze Stücke, die der Säger den Zähnen entgegenschiebt. Das Frühstückssignal ertönt — da dringt durch das Pfeifen ein markerschütternder Doppelschrei. Der Säger hat abgestellt. Zitternd an allen Gliedern beugt sich der starke Mann über den leblos am Boden liegenden Körper des Schwächlichen. Den Schrei haben sie beide ausgestoßen, dann ist der Beruhigte ohnmächtig umgefallen. Wie ist es gekommen, daß er in die Säge griff? Glaubte er mit anfasseln zu müssen, wollte er vielleicht einen Splitter wegnehmen, ist er gefallen? Niemand weiß es. Und doch, wir wissen es alle. Während der Verletzte nach dem Seemanns-Krankenhaus geschafft wird, sagt düster einer: „Id heff em gestern seggt, hei soll sich nich verbliffen laaten — nun hätt hei dat“. Darauf ein anderer: „Tja, Sein, recht heft Du, ober doch nich ganz. Freilich hätt hei dat, un hei is vol ja schuld, wegen sien groote Angst vor dat Nutsmieten; un mit sien Arbeitslosigkeit doa hätt hei ook wohl schuld, denn hei is ja woll in keen Verband un nicks nich inn, aber wie sind doch noch mehr schuld, als hei. Möt wie uns denn dat Sehen vom Ohlen ewig gefollen looten? Is dat Arbeiten, so wie hilt morgen wedder, oder is dat Schinnerei. Möt doa nich Unglücksfäll bi passieren un kömmt dat schließlich nicht opp ens rut, ob Du in de Maschin kaput geist oder die hier de Swindsucht an Hals schufte?“

Die Frühstückspause vergeht heute, ohne daß einer etwas gegessen hätte. In der Kreissäge kniet ein Bize, entfernt blutige Sägespähne und sammelt die abgeschälten, weiß wie Elfenbein schimmernden Knochensplitter einer Hand.

Als nach beendeter Manipulation der Verunglückte aus dem Operationsaal ins Krankenzimmer gebracht wird, stehen die Kranken an den Fenstern. Es ist Hochwasser (höchster Stand der Flut). Große Schiffe benutzen den Wasserstand, um den Hafen zu verlassen oder zu gewinnen. Die einen kommen, die anderen gehen. Auch die „Hungaria“ verläßt im Tau zweier Schlepper den Hafen. Lustig flattern die Wimpel im Winde. Stolz weht an höchster Stelle die Flagge der Kompagnie.

„Das Schipp geht! — —“

Noch liegt Nacht über dem Hafen, doch schon rasseln geschäftig die Maschinen. Das elektrische Licht der Kleinen Birnen an den Schraubstöcken und Drehbänken sucht den Staub der Werkstätten zu durchdringen. Worn im Trockendock liegt ein Schiff, festgekeilt an beiden Seiten gegen die Wände des Dockes. Das Portemonnaie (ein großer Schieber, der auf und ab gewunden werden kann) sitzt auf Grund und verhindert so dem Wasser den Eintritt ins Dock. Nur ein winziges Wächlein sichert unten durch. Auf leichtem Hängegerüsten, beim Schein der Deslaternen, sitzen oder stehen die Dockarbeiter. Kleine Muscheln, Moos und Rost tragen sie von dem Unterteil des Schiffes ab, um dann die abgekratzten Flächen mit Farbe zu beschmieren. Der Schein ihrer Laternen genügt ihnen zu ihrer Arbeit, aber hinauf bis zur Kante des Dockes dringen die unten hängenden Lichter nicht. Dockarbeiter sind wie Ragen, behende und sicher im Tritt. Außerdem besitzen sie gründliche Lokalkenntnisse. Selten stürzt einer von ihnen durch einen Fehltritt vom Hängegerüst. Und daß gar einer von den Wegen, die rechts und links an den Oberkanten des Dockes entlang führen, abstürzt, ist wohl noch nicht dagewesen. Auch die Handwerker, die das Dock kennen, meiden die gefährlichen Kanten und benutzen im Dunkeln die schmale linke Seite überhaupt nicht. Sie kennen sich aus. Woher soll aber der gestern erst eingestellte Mann Bescheid wissen? Er hat noch nie auf einer Werft gearbeitet. (Säms folgt.)

formation keineswegs überall Kohlen, ja nur ein sehr geringer Prozentsatz der Ablagerungen besteht aus ihnen. Und so ist es auch mit der Braunkohlenformation. Hier fehlen die Flöze gänzlich, dort sind sie nur schwach entwickelt, an einer anderen Stelle wieder haben sie eine sehr bedeutende Mächtigkeit oder lagern in größerer Anzahl über einander.

Das norddeutsche Tertiärgebiet entstand in zwei aufeinanderfolgenden Abschnitten der Tertiärzeit, im Oligocän und im Miocän. Der erste Abschnitt der Periode, die Eocänzeit, wie der letzte, das Pliocän, hat keine Spuren hinterlassen. Zu Beginn wie zum Schluß der Tertiärzeit war Norddeutschland offenbar ein ebenes trockenes Land, in dem keine nennenswerten Veränderungen seiner Oberfläche vorkamen. Es hatte keine Meeresküste, an der sich Strandmaterial und Flußschlamm ablagern konnte, keine Wasserläufe, in denen sich Erdmaterial absetzt, kein Gebirge, von dessen Höhen das Wasser Sand und Geröll in die Tiefe trug. Kurzum, das Eocän wie das Pliocän sind in der Erdgeschichte Norddeutschlands nicht verzeichnet. Umso besser sind die beiden mittleren Abschnitte vertreten. Aus den Ablagerungen, die sie hinterlassen haben, geht hervor, daß Norddeutschland damals ein Tiefland war, das nur wenig über dem Meeresniveau emporragte oder gar längere Zeit hindurch vom Meere überflutet war. Selbst zu den Zeiten, wo es in der Hauptsache Festland war, reichte das Meer an verschiedenen Stellen in langen Buchten weit ins Innere hinein. Die Veränderung des Meeresniveaus, das Ubergreifen der Meeresfluten über das Land fand zu wiederholten Malen statt. Darum wechseln in den Ablagerungen marine Schichten mit Meereslilien mehrere Male mit terrestrischen Bildungen ab.

Ganz Norddeutschland ist in seiner Grundlage ein Aufbau der Tertiärzeit. Allerdings wurde es dann später zur Eiszeit mit nordischem Material so vollständig überschüttet, daß das tertiäre Fundament nur an wenigen Stellen zutage tritt. Das norddeutsche Tertiärgebiet interessiert uns nun hier besonders als Braunkohleterritorium. Wir haben gesehen, daß in den beiden mittleren Tertiärabschnitten Norddeutschlands bald vom Meere überflutet war, bald ein niederes Sumpfland bildete. So oft und soweit der Ocean das Land bedeckte, konnte natürlich keine kohlenbildende Pflanzenwelt gedeihen. Um so üppiger entfaltete diese sich zu den Zeiten und an den Orten, wo das Land sich nur wenig über das Meeresniveau erhob. Norddeutschland muß während der mittleren Tertiärzeit sehr lange ein sumpfiges Gebiet gewesen sein. Denn sonst hätten sich die mächtigen Braunkohlenflöze nicht bilden können, die wir so häufig auf diesem Terrain finden. Es war auch allenthalben sumpfig, obwohl die Sumpfbildungen nicht immer gleichzeitig erfolgten. Wo man immer das Tertiär Norddeutschlands erblickt, da stößt man auch auf Braunkohlenflöze. Allerdings sind diese nicht immer so mächtig, und sie liegen nur selten der Oberfläche so nahe, daß ihr Abbau sich lohnt. Es wurde schon gesagt, daß an vielen Stellen mehrere Kohlenflöze übereinander lagern. An solchen Orten fand also wiederholt Bildung von Sumpfwäldern statt.

Wir haben uns also Norddeutschland in der Braunkohlenzeit als ein niederes, ebenes, mit großen Sümpfen bedecktes, von träge schleichenden Flüssen durchzogenes und von feuchten Meeresbuchten zerrissenes Land vorzustellen. An den Ufern der Gewässer, inmitten der Sümpfe wucherte eine üppige Baumvegetation, von deren Mannigfaltigkeit man sich kaum eine genügend hohe Vorstellung machen kann.

In den Sumpfwäldern bestand der Boden zum großen Teile aus abgestorbenen und ver-

wesenden Pflanzenteilen. Die Blätter, die Ähren, die Zweige, die abbrechen, versanken im Morast. Sie verwitterten und verfaulten nicht, da sie von der Luft abgeschlossen waren, sondern gingen in einen torfähnlichen Zustand über. Auch die Bäume selbst, die umstürzten, versanken im Sumpfe und erlitten das gleiche Schicksal. Wahrscheinlich waren diese Sümpfe bei Hochwasser der Flüsse überschwemmt und dann setzte das Wasser in ihnen Sand und Ton ab, und dieser vermengte sich mit den Pflanzen wieder zu einem dicken Schlamm. Die Flußbetten waren damals nicht wie heute reguliert und so mögen sie wohl gar öfters in viele Meilen weiten Sumpfländereien, ähnlich wie die Spree im Spreewald dahingeflossen sein. Nun war, wie bereits bemerkt, das Niveau des Landes zur Braunkohlenzeit sehr häufig Schwankungen unterworfen. Senkte es sich in die Tiefe, dann breiteten sich die Flüsse seenartig über das Land aus. Der Schlamm, den sie mitführten, setzte sich über dem ehemaligen Sumpfwald, der jetzt tief unter Wasser stand, ab und deckte ihn zu, um ihn der Nachwelt als Kohlenflöz zu erhalten. Auch das übergreifende Meer überzog die versunkenen Wälder mit seinen schübenden Ablagerungen. Jahrhunderte lang mag so das Meer über manchem Sumpfwald gestanden haben. Die Decke, die es über ihm ablagerte, die Schicht von Sand, Ton, Kalk, wuchs viele Meter hoch an. Und so finden wir über den Braunkohlenflözen heute Ablagerungen von Sanden, Tonen, Mergeln, in denen Muscheln und andere Meeresbewohner ihre harten Ueberreste zurückgelassen haben. Dann wieder hob sich das Land. Die Flüsse, die von den Hochgebirgen des Südrandes kamen, ergossen sich wieder in breiten Seen und sumpfigen Erweiterungen über Norddeutschland. Der hohe Grundwasserstand begünstigte die Entstehung von Sumpfwäldern. Und wieder begann die Vertorfung der Baumriesen. Ein neuer Kohlenflöz entstand. So wiederholte sich derselbe Prozeß an ein und derselben Stelle zweimal, dreimal, oft noch viel mehr Male.

In diesem Wechsel zwischen Sumpfland und Meeresboden verharrte unser Land während der ganzen Braunkohlenzeit. Insofern sind seine oligocänen und miocänen Ablagerungen einander ziemlich ähnlich. Allerdings wurde der ganze östliche Teil Norddeutschlands in der Miocänzeit nie vom Meere überflutet, und überhaupt bildeten sich die einzelnen Teile nicht gleichmäßig aus, da Meeresbuchten, Landstrecken, Sümpfe, Seen, Flüsse, miteinander abwechselten. Diese Ungleichheit ist aber eine lokale, dagegen ist der petrographische Unterschied zwischen den beiden tertiären Abschnitten gering. Trotzdem war indes die Miocänzeit in vieler Beziehung von der Oligocänzeit sehr verschieden. Von dieser zu jener trat ein bedeutender Klimawechsel ein und verursachte eine nicht geringe Veränderung in dem Aussehen der Pflanzen- und Tierwelt.

Zu der Oligocänzeit war in Norddeutschland ein durchaus südländisches Klima. Die Wälder, deren Holz später in Braunkohle überging, bestanden damals nicht nur aus wärmeliebenden Nadelbäumen, aus der Familie der Cypressen, sondern auch aus Fächer- und Fiederpalmen und Laubbäumen, die in den warmen Südstaaten der nordamerikanischen Union ihre nächsten, heute lebenden Verwandten besitzen. Ja, immergrüne Eichen und Lorbeerbäume, wie sie jetzt erst im Mittelmeergebiet heimisch sind, Feigen, Magnolien, Zimmtbäume bildeten damals Wälder in Norddeutschland.

So fremdartig indes diese Waldszenerie für Deutschland sein mag, so sehen wir doch, daß sie Baumgattungen enthält, die noch heute existieren. Seit Beginn der Tertiärzeit tauchen ja in der Pflanzenwelt ebenso wie in der Tierwelt bereits die Typen auf, die auch heute noch

die Erde bewohnen. Streng genommen ist jetztzeit, die ganze Quartärperiode, ja noch Teil der Tertiärzeit. Seit Beginn dieser gro- ßen Periode nehmen die Palmen und Laubbäume überhand, die Blütenpflanzen entwickeln sich großem Formenreichtum. Ebenso werden Säugetiere und Vögel die dominierenden Klassen der Wirbeltiere, und unter den Wirbellosen schwingen sich die Insekten zu bester Macht empor. Von der höheren Tierwelt Tertiärzeit ist in den norddeutschen Ablagerungen allerdings wenig enthalten. Die Samen Säugetiere des älteren Tertiärs sowie ebenso wenig Bewohner der Sumpfländereien wie die Mastodonten, Pferdettiere, Stagen Affen des jüngeren Tertiärs. Dagegen sind merkwürdigerweise viele Insekten, Spinn- und Tausendfüßer erhalten, die in der Oligocänzeit die Wälder besiedelten. Sie sind nicht in dem Garze von Nadelbäumen eingeschlossen, die in großer Menge an der preussischen Küste angespült wurden. Das ist der bekannte Perchstein, lagerte sich in großen Mengen an der samländischen Küste ab. Bernstein stammt von Kiefernbäumen, ja von einer Nichtenart, die damals an nordischen Küsten große Wälder bildete.

Obwohl in dem folgenden Abschnitt Tertiärs, in der Miocänzeit Norddeutschland wieder lange Zeit hindurch den nämlichen Sumpfscharakter trug, so war doch inzwischen Flora der Sumpfwälder eine andere geworden. Das Klima war nicht mehr so warm, näherte sich schon mehr dem heutigen, finden wir auch die damalige Pflanzenwelt sammengesetzt aus Gattungen und Arten, heute Europa, sowie fast die ganze gemäßigte Zone bewohnen.

Erst im letzten Abschnitt des Tertiärs nähert sich das Klima ganz dem heutigen, aber von diesem Abschnitt ist, wie bereits erwähnt, in Norddeutschland keine Spur mehr vorhanden. Es ist von Interesse, daß wir in der Jetztzeit noch ein schönes Beispiel für die Braunkohlenbildung kennen, wie sie in der Tertiärzeit Norddeutschland vor sich gegangen ist. In den östlichen Vereinigten Staaten Nordamerikas kommen noch heute ausgedehnte Sumpfwälder mit Torfboden vor. Vertorfung ist immer noch im Anfang der Vertorfung. So sind denn die amerikanischen „Swamps“ nichts anderes als in Entstehung begriffene Braunkohlenbecken. Diese Swamps sind durchaus nicht immer Vertorfungen der Erdoberfläche, sie bilden vielmehr gleich unseren Hochmooren oft freigelegte weite Ländereien, deren Risse nicht durch Wasserzufluß von einer höhergelegenen Erhebung herrührt, sondern dadurch bedingt sind, daß das Wasser der Niederschläge keinen Abfluß besitzt. So können wir uns denn Norddeutschland in der Braunkohlenzeit ein ziemlich ebenes Land vorstellen. Das war feucht, der Regen hatte infolge der gro- ßen Ebenheit des Bodens nicht genug Abfluß, bildeten sich dadurch große Hochmoore, freigelegte Hochmoore mit einer gewaltigen Baumvegetation. In der Tertiärzeit war ferner in mittlerer Deutschland der Schauplatz gewaltiger vulkanischer Eruptionen. Alle die Vulkanberge, die von der Eifel an mitten durch Deutschland bis zur Lausitz die deutschen Mittelgebirge begleiten, entstanden in tertiärer Zeit.

Der Boden der niederdeutschen Tiefebene hat während der Braunkohlenzeit eine nicht bedeutende Aufdümmung erfahren, gleichwohl ist er noch am Schluß dieser Zeit nur wenig über das Meeresniveau erhoben gewesen. In Norddeutschland ist ein Gebiet, das sich stetig hebt. Selbst nachdem die Eisperiode die alte Braunkohlenformation mit nordischem Moränenmaterial hundert und mehr Meter hoch bedeckt, ragt die Tiefebene nur wenig über den Meeresspiegel empor.



Hinkunft auf dem Tanzboden. Nach dem Gemälde Franz v. Defreggers in Holz geschnitten von Hans Pitichmann.

Tor, o Dummkopf! so dumm wie Stot! Du hast eine Tat verübt — ich frage nichts nach deinem Degen! Ich will dich überall brandmarken und müßt ich zwanzig Leben darüber verlieren! Lege dich nur hin und brüll! Du hast die liebenswürdige Unschuld getötet, die je ein Auge aufgeschlagen!" Und zu ihrem Mann, der ihr befehlt, nach Hause zu gehen: "Ich bin ihm Gehorsam schuldig, aber nicht jetzt. Vielleicht geh ich nie wieder nach Hause." Und das ist ein Weib aus dem Volk.

Eine andere, aber nicht minder sympathische Figur ist Nerissa im „Kaufmann von Venedig“. Eine allerliebste Kammerkage, voll ehrlicher Schalkhaftigkeit und eine kleine Philosophin dabei: „Ich sehe wohl, mein Fräulein

treu wie verschlagen durchführen. Man sehe sich daraufhin z. B. einmal auch das Verhältnis Lucentios zu seinem Diener Tranio an: „Du, Tranio, sollst an meiner Statt der Herr sein, die Haushaltung führen, Figur machen, Bediente halten usw.“ Und wie weiß sich dieser Bediente in diese Rolle zu schiden und in Reden und Manieren überall wie der geborene Edelmann anzutreten. — Auch Tranios Kollege, Lucentios zweiter Diener Diondello, Mitwisser des Tricks, wahrt das Geheimnis das ganze Stück hindurch.

Die Personen aus dem niederen Volk in den Shakespeareschen Lust- wie Trauerspielen überhaupt sind auch vom Dichter keineswegs bloß als Hilfs- und Nebenfiguren flüchtig und

bei uns in Deutschland eine weit größere volkswirtschaftliche Bedeutung besitzt. Sodann aber hat die Zeit, wo unser bedeutendstes Brennmaterial sich bildete, durch ihre so altertümliche Flora und Fauna, durch die Keppigkeit ihrer Sumpfwälder, durch das gleichsam Heroische und Urveltliche ihres ganzen Gepräges von jeher die Aufmerksamkeit in hohem Grade auf sich gelenkt. Mag sie aber an allgemeinem Interesse die Braunkohlenzeit übertrreffen, so hat diese letztere für den Norddeutschen doch zum wenigsten ein starkes lokales Interesse, weil sie gerade in Norddeutschland die auffälligsten Spuren hinterlassen hat und dieses auch an Kohlenflözen besonders reich ist. Die Braunkohlenformation hat an der Zusammensetzung



Verlag: Gustav Schauer, Berlin.

H. v. Menzel: Schleiferei in einer Landschmiede.

(zu Portia), man kann von allzu großem Ueberfluß ebenso gut krank werden, als vom Hunger. Daher ist es gewiß kein mittelmäßiges Glück, sich im Mittelstand zu befinden. Ueberfluß kommt schneller zu grauen Haaren." Und wie klug und gewandt führt sie ihre Rolle als Schreiber durch, in Gemeinschaft mit der als Advokat verkleideten Portia.

Der intime Verkehr der Vornehmen mit ihren männlichen und weiblichen Dienern ist überhaupt ein ansprechender Zug in Shakespeares Dramen, und es zeugt sowohl von der Vertrauenswürdigkeit und Zuverlässigkeit der Leute aus dem Volke, wie von ihrer Verständigkeit, Fündigkeit und Gewandtheit, daß sie von ihrer Herrschaft in deren Geheimnisse eingeweiht werden, denselben in kritischen Lagen oft treffliche Rat schläge geben und mit manchen heißen Rollen betraut werden, die sie so

schattenhaft umrissen, sondern, soweit immer der Plan des Stückes es zuließ, mit kräftigen Strichen als lebensvolle Individualitäten gezeichnet und poesieumflossen, so daß nicht wenige unter ihnen zu den köstlichsten Figuren in der großen Shakespearesgalerie zählen. Das erhöht wesentlich die dramatische Lebenswahrheit der Stücke und ihren dichterischen Reiz. —

24

Aus der Braunkohlenzeit.

Von Curt Grottewitz.

Die Braunkohlenperiode liegt uns zeitlich viel näher als die Steinkohlenperiode. Trotzdem ist von letzterer viel mehr die Rede als von ersterer. Das mag zum guten Teil daran liegen, daß die Steinkohlenformation

des norddeutschen Bodens einen erheblichen Anteil, sie gibt uns aber auch infolge ihres Reichthums an Fossilien ein höchst lebensvolles Bild von der Pflanzen- und Tierwelt unseres Landes während der Eiszeit. Zugleich läßt sie wegen des relativ jungen erdgeschichtlichen Alters ihrer Ablagerungen eher Vergleiche mit der Jetztzeit zu, und dadurch wieder wird das Verständnis jener vergangenen Zeiten ganz bedeutend gefördert.

Die Ablagerungen von Braunkohlen erfolgten in der Tertiärzeit und zwar zu sehr verschiedenen Zeiten derselben. Während aber in anderen Ländern und auch in Süddeutschland die Tertiärzeit meist nur geringe, kaum abbauwürdige Kohlenflöze enthält, ist der Gehalt an Braunkohlen für die norddeutschen Tertiärablagerungen geradezu ein Charakteristikum. Bekanntlich enthält auch die Steinkohlen-

Goethe, daß er so wenig Sinn für die politischen Umwälzungen seines Zeitalters hatte, und Schiller, daß er die Verse von den „Ewigblinden“ in seiner „Glocke“ schrieb.

F. Th. Vischer in seinen prächtigen „Shakespearevorträgen“ bringt auch das zur Sprache. Eins, schreibt er, fehlt in dem gewaltig ausgedehnten Kreise der Poesie Shakespeares, und unsere ganze Zeit muß diesen Mangel fühlen. Nirgends finden wir darin ein Idealstreben nach Wiedergeburt des persönlichen und öffentlichen Lebens, nirgends ein grundlegendes Verlangen nach Neugestaltung der sozialen und politischen Verhältnisse des Volkes. Tendenz, Pathos in diesem Sinne ist seinem Helden fremd, und daran sind wir doch gewöhnt von unseren modernen Dichtern. (1. Band, S. 57.) Goethes Faust, führt er u. a. weiter aus, der zunächst höchste Erkenntnis und höchsten Genuß erstrebt, schreitet fort, das höchste Ziel des strebenden Menschen zu erreichen, die Volksbeglückung. Schillers Karl Moor, wie wild er auch sein mag, will den Staat des wahren Rechts haben, ein neues Rechtsleben durch Verbrechen erzwingen. In demselben sehen wir das Volk um seine Freiheit ringen. Solch ein Idealstreben, die Welt zu ändern, gibt es bei Shakespeare nicht. „Sie werden vielleicht denken, ich bin zu genau. Wir wollen sehen, ob mit Recht.“

Unter dem was Vischer zur Erklärung und Entschuldigung anführt, macht er namentlich die bekannte schroffe Theaterfeindschaft des puritanischen Bürgertums geltend, was den Schauspielern und Theaterdichtern Shakespeare bewog, Anlehnung und Halt beim Adel zu suchen. Shakespeare verwechselte das Volk mit dem Böbel — und freilich keine er überhaupt kein Volk. „Lesen Sie einmal seinen Coriolan. Wie dieser das Volk verachtet, das ist ganz furchtbar.“

Aber darum dürfe man ja nicht glauben, daß er reaktionär oder konservativ gewesen. „Shakespeare ist ja vormodern, sein Leben fällt in eine noch weit vor der französischen Revolution gehörende Periode. Die Begriffe, welche durch diese große Bewegung aufgeworfen wurden, die Forderungen der Freiheit und Gleichheit waren damals noch gar nicht da, und Shakespeare konnte nicht Stellung nehmen zu etwas noch Unvollkommenem. Wir würden ihm Unrecht tun, wenn wir die Gedanken der Gegenwart von ihm erwarten wollten.“ Aber gleichwohl gebe er den Gefrönten zu verstehen, daß ihre Legitimität sie nicht vor dem Untergang schütze, und daß sie ohne Güte, Weisheit, Kraft ihre Macht jeden Tag verlieren können. „Seine historisch-politischen Dramen sind eine erschütternde Reihe von Offenbarungen, wie unerträglich das Schicksal über die Gefrönten richtet.“

Wir werden übrigens auch die verstiegene Volksverachtung im „Coriolan“ nicht als Shakespearesche Gesinnung nehmen dürfen und mindestens einen guten Teil davon, der zur Charakteristik des hochmütigen, stark aristokratischen Gaudogens dient, subtrahieren müssen. Wobei außerdem nicht zu übersehen, daß diese Bürger vielfach gar nicht so uneben reden und sich benehmen, und damit die Schimpfereien des aufgeblasenen römischen Junkers in vieler Hinsicht Lügen strafen. Es verhält sich damit ähnlich wie mit Shylock im „Kaufmann von Venedig“, der bei Licht betrachtet keineswegs als das Schicksal erscheint, wofür er von den anderen hingestellt wird, sondern eher als tragische Figur, was schon seine in seinem Buch über Shakespeares Frauen dargetan hat. — Im übrigen entsprechen die häßlichen Züge der Bürger Roms zu Coriolans Zeiten so ziemlich dem naturtreuen Porträt, das noch in unseren Zeiten, z. B. von Fr. Engels in seiner Wohnungsbrochüre oder von Bruno Schoenlant

in der „Neuen Zeit“ vom rückständigen Kleinbürgertum gezeichnet ward. Man wird auch nicht leugnen können, daß es in des Dichters Zeiten in der Gese der Bevölkerung bildungsfeindliche Elemente gegeben haben mag, wie solche in der Cadefchen-Rebellion auftraten. Vielleicht aber hat auch hier der Groll über die Kunstfeindschaft der Puritaner dem Dichter die Feder geführt.

Was nun aber die Anklagen Tolstojs und der anderen gänzlich entkräften muß, sind nicht wenig Shakespearesche Figuren aus der dienenden Klasse; überaus sympathische Personen, wackere, ehrliche, treue Seelen, doch freimütig, ohne lakonische, hündische Unterwürfigkeit, dabei aufgeweckte, helle Köpfe, die oft Rat wissen, wo ihre „Herrschaft“ sich nicht aus der Klemme zu helfen vermag. Sie haben gesunden Mutterwitz, ansprechenderen oft als die Vornehmen mit ihrem nicht selten schnörfelhaften, abgeschmackten, faden und gesuchten Redeschmuck; wie überhaupt ihre natürliche Sprechweise oft weit mehr annahm als die häufig gezierte, affektierte und geschaubte Diktion der oberen Schichten.

Was für ein goldener Charakter ist z. B. der Hausverwalter Flavius im „Timon von Athen“, der diesem auch in seiner bittersten Armut treu bleibt, im Gegensatz zu den vornehmen Schmarobern, deren gesamte Klasse Timon mit dem Wort kennzeichnet: „Ihr Leibeigenen steh! Diese ehrenhaften Herren sind nur Diebe mit längeren Händen und stehlen unter dem Schutz der Gese.“*)

Wie nahe geht dem Flavius Timons Unglück, schon als er es vorausieht: „So wahr ich mir den Segen der Götter wünsche! Wenn alle unsere Borratskammern von schwelgerischen Brassern erschöpft, wenn unsere Keller von verschüttetem Weine überschwemmt würden, wenn jeder Saal von Lichtern strahlte und von Spielleuten ertönte, dann ging ich oft auf einen abgelegenen Boden, um meinen Tränen freien Lauf zu lassen.“ Und als nun gar Timon zugrunde gerichtet ist, da folgt er ihm in den Wald, bietet ihm seine uneigenmütigen Dienste an, besorgt um dessen Lebensunterhalt und Gesundheit und bittet, ihn nicht abzuweisen. Timon kann an die ehrliche Absicht des Mannes kaum glauben: „Halt' ich einen Verwalter, der so treu, so gerecht war, und nun so hilflos ist? Vergebt meine allgemeine, ohne Ausnahme zufahrende Festigkeit, ihr unsterblichen Götter! Ich bekenne, daß es einen rechtschaffenen Mann gibt — nur einen, ja nicht mehr, und dieser einzige ist ein Verwalter! Mich dünkt, du bist mehr rechtschaffen als Klug. Denn hättest du mich betrogen und verraten, so würdest du bald einen anderen Dienst erhalten haben. Aber sage mir aufrichtig — denn ich muß noch immer zweifeln, wiewohl ich nie stärker überzeugt war — ist nicht deine Freundlichkeit arglistig? usw.“ Aber auch das Benehmen der anderen Diener in diesem Trauerspiel sticht aufs vorteilhafteste ab gegen die herzlose Gemeinheit des noblen Gesindels. „Unsere Herzen tragen noch Timons Livrey“ sagt einer derselben, „das seh ich allen am Gesicht an“, und ein anderer, Flaminius, den Lukullus bei der Katastrophe überreden will, zu sagen, er habe ihn nicht getroffen und ihm drei Goldstücke gibt, wirft das Gold weg mit den Worten: „Verdammte Niederträchtigkeit! Geh zu dem, dessen Abgott du bist!“ Man denkt da an Börnes Wort in den Pariser Briefen: „Weil es unter den armen Leuten mehr Ehrliche gibt als unter den Reichen, weil sie seltener als andere sich bestechen lassen, wollen

*) Ich zitiere nach der sehr selten gewordenen ältesten deutschen Übersetzung von Eschenburg (Strasburg 1778), die manche Vorzüge vor den späteren hat, auch der Schlegel-Tiedschens, wie auch seine unter zutreffender Begründung hervorhebt.

die Minister sie nicht unter den Volksvertretern sehen.“

Der Dichter, der diesen Kontrast so scharf herausgearbeitet hat, kann doch wohl kein Volksverächter gewesen sein.

Ein jenem Flavius verwandter Charakter ist der alte Diener Adam in „Wie es euch gefällt“. Dem von seinem älteren Bruder mittellos verstoßenen Orlando macht er in rührender Unhänglichkeit das Anerbieten: „Ich habe 500 Kronen, den aufgesparten Lohn, den ich unter Ihrem Vater zurücklegte, daß er mich versorgen möchte, wenn der Dienst in meinen alten Knochen lahm liegen sollte. Nehmen Sie das hin, und er, der die Raben ernährt und für den Unterhalt der Sperlinge sorgt, sei die Stütze meines Alters. Hier ist das Geld; nehmen Sie alles und lassen Sie mich Ihnen dienen. Seh ich schon alt aus, so bin ich doch noch stark und munter; denn in meiner Jugend mischte ich niemals hitzige und auferheitliche Getränke in mein Blut, noch ging ich mit schamloser Stirn den Mitteln nach zu Schwäche und Unvermögen. Deswegen ist mein Alter ein heiterer Winter, frostig aber milde. Lassen Sie mich mit Ihnen gehen, ich will Ihnen in allen Umständen und Bedürfnissen die Dienste eines jüngeren verrichten.“ Orlando stellt ihm vor: „Du, guter Alter, wartest einen verdorbenen Baum, der für alle Deine Arbeit und Sorgfalt nicht einmal so viel als eine Blüte hervortreiben kann.“ Der Wackere aber bleibt dabei: „Ich will Ihnen mit aller Treue bis in den letzten Atemzug folgen.“

Ein prächtiges Weib und lichter Kontrast zu ihrem schurkischen Mann Iago ist Emilia im „Othello“, so geschickt wie treu, die weibliche Schwäche freimütig bekennend und doch keinen Augenblick an Desdemonas Tugend zweifelnd. „Möchtest Du sowas (Untreue) um die ganze Welt tun?“ fragt Desdemona, und Emilia antwortet halb ernsthaft halb humoristisch: „Wahrhaftig, ich tät sowas nicht für einen Fingerring, noch für ein paar Ellen Kammertuch, noch für ein neues Kleid, einen Rock, eine Mütze, oder sowas armseliges. Aber für die ganze Welt! Dafür wagt ich noch wohl das Fegesener!“ Desdemona: „Ich will des Todes sein, wenn ich solch ein Unrecht für die ganze Welt begehen wollte“, und weiter: „Ich glaube nicht, daß es ein solches Weib gibt.“ Emilia: „O, ein ganzes Duzend und noch so viele dazu, daß man die ganze Welt damit bevölkern könnte. Aber mich dünkt, die Schuld liegt an den Männern, wenn Weiber zu Fall kommen. Gesezt, sie vergessen ihre Pflichten gegen uns und verschwenden an andere, was uns gehört; oder sie brechen in eine wunderliche Eifersucht aus und halten uns hart; oder sie schlagen uns; oder sie bringen unser mitgebrachtes Vermögen durch: wahrhaftig, da haben wir auch Galle. Die Männer müssen wissen, daß ihre Frauen ebensowohl Gefühl haben wie sie; sie sehen und riechen und können mit ihrem Gaumen Saures und Süßes ebenso gut unterscheiden wie ihre Männer. Sie müssen uns also gut begegnen, oder wissen, daß ihre Sünden uns zu den Sünden verleiten, die wir begehen.“

Wie beredt aber versicht sie gegen Othello Desdemonas Unschuld und will darauf „ihre Seele verwetten. Wenn Sie anders denken, so verbannen Sie diesen Gedanken, er betrügt Ihr Herz. Der Himmel vergelt es dem Elenden, der Ihnen das in den Kopf gesetzt hat, mit dem Fluche der Schlange! Wenn sie nicht tugendhaft, sitzsaum und treu ist, so gibt's keinen glücklichen Mann auf der Welt; so ist dies reinste Weib falsch wie Verleumdung.“

Und nachdem die Untat geschehen, wie schäumt da ihr ganzes Wesen auf in Schmerz und Born, mit welchen vulkanischen Naturlauten macht sie ihnen Luft, über alle Rücksichten sich hinwegsetzend. Zum Mohren: „O

Friedrich sah ihn erstaunt an. „Wie Sie das in Worte bringen können! Dem Leben die Stacheln — ja, so ist es wirklich, Herr Tattenbach!“ Er senkte die Stimme: „Ich verahre Ihre Frau.“

Jeremias lächelte leicht: „Natürlich. Meinem Sie, ich hätte das nicht gesehen?“

Der andere ward feuerrot.

„Noch eins, Friedrich: halten Sie die Glücksbude — ich meine den Wagen — halten Sie alles in guter Ordnung, wenn Sie meine Frau nicht betriben wollen. Sie ahnen nicht, wie sie daran hängt. Ich glaube, ihre Seele fährt mit.“

Friedrich drückte ihm die Hand. Eine große Freude erfüllte ihn. „Ihre Seele fährt mit,“ wiederholte er in Gedanken. Das wollte er nicht vergessen!

Und urplötzlich war sein Humor da. Er lachte und sagte: „Wozu blasen wir eigentlich Trübsal, Herr Tattenbach? Sie werden gesund werden und wir sehen uns alle fröhlich wieder! Ich bringe Wein aus Italien mit und dann wollen wir eine regelrechte Feier in diesem Garten veranstalten. So ähnlich wie damals — wissen Sie noch? — als wir den dreißigsten Geburtstag Ihrer Frau feierten!“

Jeremias machte nur eine Bewegung mit der Hand.

Mutter und Sohn kamen Arm in Arm herein. Sie hatten sich gründlich ausgeweint.

Und wenn es Frau Trude auch nicht ganz passend erschien, daß Friedrich seine Schürren aus dem Artistenleben hervorkramte und lautes Lachen diesen Tag beschloß, eine Art Erleichterung war's ihr doch. Denn Jeremias lachte auch. Und Jeremi ließ die heiteren Augen nicht von dem langen Friedrich, der immer noch eine fröhliche Geschichte wußte, und dessen Linke seine Erzählungen mit lebhaften Gesten begleitete.

So wurde es später, als man vorankam. In aller Frühe sollte die Ausreise vor sich gehen. Frau Trude wollte Jeremias einen zweiten Abschied von seinem Sohne ersparen.

Aber die fortwirkenden Gemütsbewegungen des Abends ließen niemand ruhig schlafen. Auch Friedrich nicht, der sonst nicht über Schlaflosigkeit zu klagen hatte. Er wollte am Morgen eine kleine Abschiedsrede an Frau Trude halten und versuchte in der Nacht, sich den Wortlaut zurechtzuliegen. Er meinte, er habe ihr vieles zu sagen. Von seiner Pflicht in geschäftlicher Hinsicht und als Erzieher ihres Sohnes, von seinen besten Wünschen für ihr Wohlergehen und das ihres Mannes, von der Sorgfalt, die er auf den Wagen, auf den Schimmel verwenden wolle — und dann von seinen persönlichen Empfindungen für sie. Das letzte sollte nur zart angedeutet werden, eben so viel, daß es zum völligen Verständnis ausreichte. Aber es durfte sie nicht verleben, durfte die Grenze nicht übersteigen, die ihr und ihm gesetzt war. Friedrich versuchte es mit den verschiedensten Anfängen, geriet aber stets schon nach den ersten Sätzen in einen begeisterten Hymnus auf Frau Trude; er nahm Worte und Wendungen in Aussicht, die man getrost mit einem Fußfall hätte in Verbindung bringen können, und vor denen er selber gleich darauf erschrak. Erst in den Morgenstunden löste ein unruhiger Halbschlummer seine Grübeleien ab, und auch dann tanzte ihr Bild in seinen Träumen auf und nieder, hin und her, verschwand und kam wieder.

Die verworrensten Empfindungen erfüllten auch Jeremi, der ebenfowenig Ruhe auf seinem Lager fand. Nachdem er sich der Mutterliebe uneingeschränkt sicher wußte, erschien ihm die Reise mit Friedrich nur halb so verlockend als vorher. Der Wunsch stieg in ihm auf, in diesem kleinen Hause zu bleiben und die Schule zu besuchen, wie er das von anderen Kindern gesehen hatte. Aber dieser Wunsch wurde verdrängt von der Neugier nach dem Wunderbaren, das ihm Friedrich in Aussicht gestellt. In fremde Länder sollte

es gehen. In Gegenden, die, wenn man dem langen Athleten glauben durfte, nicht die geringste Ähnlichkeit mit denen hatten, die dem Knaben bekannt geworden. Und dann — ja, es war wie ein Wandelpanorama in seinem erregten Hirn: die Gedanken- und Empfindungsketten knüpften an das Ende stets wieder den Anfang. Dazwischen hörte er die ermahrende Stimme seines Vaters; auch der Grevesberger Gemeindevorsteher mit seinen roten Augen war wieder da; er vernahm das Schluchzen der Mutter, küßte ihren Kuß, ihren Arm — und erwachte.

Und vielleicht war der Traum zufällig in die Wirklichkeit übergegangen oder umgekehrt: Frau Trude hatte ihn wirklich mit einem Kuß geweckt und stand nun an seinem Lager. Aber sie schluchzte nicht. Er sah ein stilles, heiteres Gesicht über sich und hörte noch halb im Traum ihre Worte: „Es ist Zeit, Jeremi. Friedrich holt schon das Pferd.“ Und dann war er schnell gewaschen und angezogen, hatte Kaffee getrunken und der Wagen stand fix und fertig und bespannt vor der Tür. Der Vater sollte nicht gelöst werden; aber er rief; er hatte die ganze Nacht auf diesen Augenblick gewartet. Auf beiden Seiten flossen noch einige Tränen, eine, zwei Umarmungen noch; ein langer, zärtlicher Blick der Mutter, ein Kuß — und Jeremi sah neben Friedrich auf dem Stühler sitz. Neben Friedrich, der nie ein verdrießlicheres Gesicht gezeigt hatte als eben jetzt, da er dem Schimmel das erste „Hüß!“ zugerufen.

„Wenn Du mal eine Rede halten willst, kleines Wiesel, dann ist es das Dämnest, was Du tun kannst, wenn Du Dir die Nacht vorher um die Ohren schlägst, um darüber nachzudenken.“

Friedrich hatte sich wie ein Laubstümmer von Frau Trude verabschiedet. Das wunte ihn. Er war schon einige hundert Meter gefahren, als er sich noch einmal herausbog und zurückblickte. Da stand Frau Trude am Gartenzaun und sah ihnen nach.

„Vrr!“ Der Schimmel stand.

„Halt mal 'nen Augenblick die Leine, kleines Wiesel; ich hab was vorraffen.“

Mit seinen größten Schritten ging er zurück, reichte der erstaunten Frau Trude die Hand über den Zaun und sagte: „Ich bin recht dumm von Ihnen fortgegangen, Frau Trude. Sie müssen sich nichts dabei denken. Ich liebe und achte Sie.“

„Das weiß ich, Herr Friedrich. Sie sind ein lieber und guter Mensch!“

Er bekam noch einen gütigen, sehr gütigen Blick dazu, und der Ton der Stimme war so freundlich, daß er in seiner Freude etwas tat, was er noch nie und bei niemand getan hatte: er küßte ihr die Hand.

Und als er zurückkam zum Wagen und wieder aufgestiegen war, da leuchtete sein Antlitz wie verklärt und von der Verdrießlichkeit war keine Spur mehr vorhanden. Er griff zum Leitseil, behielt es aber nicht lange.

Jeremi nahm es ihm aus der Hand: „Sie fahren ja in die Kirche, Onkel Friedrich. Wir wollen doch nach Italien.“

Der Schimmel stand wirklich mit dem Kopf am Dampportal.

XI.

Für Frau Trude kam nun ein harter Herbst und ein noch härterer Winter. Das Leiden ihres Mannes ward ihr eigenes Leid. Die Brustwunde war geheilt; das Lungenleiden strebte immer mehr einer Krisis zu, — und man konnte nicht sagen, daß Jeremias mit Fassung das Unabänderliche ertragen hätte. Es kamen Tage, an denen er still und wortlos lag vom Morgen bis zum Abend, aber die Zahl derer war größer, die sich durch seine Launenhaftigkeit und Weisbarkeit zu einer zwölfstündigen Wein für Frau Trude gestalteten; dazwischen verstreut einige, in denen neue Lebenshoffnung ihn hoch und

freudig stimmte, und ein paar Tage, die er mit den bittersten Selbstanklagen und reuigsten Versicherungen, mit den weichesten Ausdrücken seiner Liebe erfüllte.

Frau Trude trug die einen wie die anderen. Nicht gleichgültig. Aber mit jener Schweigsamkeit und Ruhe, die ihre einzigen Waffen waren. Freilich; die Stirn faltete sich öfter als je, und in ihre Büge prägte sich nach und nach die Spur der ersten Tage, die sie durchleben mußte. Ihre Heiterkeit lebte ein zaghaftes, verborgenes, unterdrücktes Leben. Tot war sie wohl noch nicht; zuweilen wagte sie sich schüchtern hervor. Wenn Doktor Trall einen seiner trockenen, harnlosen Scherze machte oder wenn im Leiden ihres Mannes und in seiner Stimmung drei gute Tage aufeinander folgten.

Nein, tot war sie nicht. Denn als der Frühling seine weißen Kerzen auf das junge Laub der Kastanien vor'm Hause steckte, als er seiner rotweißen Schnee aus den Apfelbäumen im Garten gaukelte und eine Wiese in der Nachbarschaft mit blauen, roten, weißen und gelben Lupfen besäte, da wurde es besser mit Jeremias Tattenbach und mit Frau Trudes Heiterkeit. Auf Hoffnung und Lebenslust. Und es folgten nicht mit drei gute Tage aufeinander, sondern drei Monate, und noch mehr. Es war eine Welle, die wieder einmal beide nach oben trug und es vergessen machte, daß sie eben noch da unten in Dunkel und Gefahr geschwommen. Und es zeigte sich vor ihnen, wie fest sie ineinander gefettet waren in Lust und Leid, in Qual und Freude; wie der erste schöne Frühlingstag die bitterböse Rechnung wemachte, die der Winter zwischen ihnen hatte aufkaufen lassen.

(Fortsetzung folgt)

Die untere Volksklasse bei Shakespeare

Von J. Stern.

Der Vorbeer Shakespeares ist zu allen Zeiten von einzelnen Kritikern und Kritikalern mit Recht oder Unrecht beknabbert worden, ohne daß seine überragende Größe dadurch verkleinert werden konnte. In neuester Zeit jedoch wurden Bobwürfe gegen ihn erhoben, die uns die Reihe an seinen unsterblichen Werken trüben könnten, wenn sie begründet wären. Shakespeare, so wird behauptet, sei ein ausgemachter Aristokrat gewesen, im Sinne der damaligen höheren Klassen die Masse, das niedere Volk, verachtet habe und immer nur verspottet oder in unwürdigem Gebaren zeige, ohne jedes Gefühl des Mitleids, ohne Gedanken an irgendeine soziale Pflicht.

Das letztere muß zugegeben werden. Dieser Mangel fällt um so mehr auf, als bereits Shakespeares Zeiten die Lage der Bauern und Lohnarbeiter in England eine entsetzliche gewesen ist, wie wir namentlich aus Mar „Kapital“ und Kantus „Thomas More“ wissen. Eben jenem furchtbaren Elend der Wüstosen ist Mores „Utopia“ entsprossen, das erste literarische Werk des nach ihm benannten „utopischen“ Sozialismus oder Kommunismus. Sie erschien in lateinischer Sprache zu Löwen 1516, in englischer erstmals 1551 — dreizehn Jahre vor Shakespeares Geburt — welche 1556, 1597 und 1624 weitere Auflagen folgten, wonach sie also ziemlich verbreitet gewesen sein muß und vermutlich auch Shakespeare sie gekannt hat. Er erwähnt sie jedoch nirgends und ebenfowenig ihren so tragisch geendeten Verlauf.

Der Poet Shakespeare liegt jede Tendenz, auf die öffentlichen Zustände einzuwirken, vollkommen fern. Das mag man klagen; doch, in Verächtlichung des historischen und individuellen Milieus, unter Zuhilfenahme ähnlicher mildernder Umstände wie unser